LG
H1393
.Ya

Hafner, Philipp

Alker, Ernst

Philipp Hafner, ein altwiener Komödiendichter.

93

I 25

Theater und Kultur

Ernst Alker

Philipp Hafner

Ein Altwiener Komödiendichter

Wila-Verlags-Aktiengesellschaft

WILA

Theater und Kultur

herausgegeben unter Mitwirkung von
Hermann Bahr und Hugo Hofmannsthal
von
Max Pirker

Band 9

Ernst Alker

Philipp Hafner

Ein Altwiener Komödiendichter

Wila-Verlags-Aktiengesellschaft
Wien 1923 Leipzig

LG
H1393
.Ya

Philipp Hafner

Ein Altwiener Komödiendichter

von

Ernst Alker

539064
21.4.52

Wila = Verlags = Aktiengesellschaft
Wien 1923 Leipzig

Alle Rechte, besonders das
der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1922 by
Wila-Verlags-Aktiengesellschaft
in Vienna, Verlags-Nr. 137

Druck von M. Salzer in Wien, IX., Pelikangasse 1

Leben

Am 27. September des Jahres 1735 gebar des Herrn „Rolliſten“ (Amtsdiener) Philipp Wilhelm Hafners Gattin Emma Maria einen Sohn, der in der Taufe den Namen Philipp erhielt. Die Eltern hatten das Glück, als Paten den Herrn Georg Ignatz von Montfort Edlen zu Starkenberg, der kaiſerlichen Reichshofkanzlei „Dax Ambts gegen Handler“, zu erwirken, der vielleicht nicht nur den Amtsdienerſprößling aus der Taufe hob, ſondern auch ſpäter ſchützende Huld ſchenkte und helfende Hand bot.

Nicht lange blieben die Eltern in der Dienſtwohnung in der Reichshofkanzlei (in der heutigen Schauflergaſſe); ſie überſiedelten bald in den Haarhof in der Naglergaſſe. Philipps Kindheit verlief in der Enge des Heims eines kleinen Beamten. Vor den Gefahren einer inneren Froſchperſpektive bewahrte ihn wohl der Vater, der, wie Ernſt Baum, der verdienſtvolle Herausgeber der erſten wiſſenſchaftlichen Hafner-Ausgabe, mit Recht ſagt: „ſtolz darauf, daß ihm ſein Amt ſo hohen Herren nahe bringe, wiederholt ſeinem Söhnchen all die ſtaatslenkenden Perücken zeigte, vielleicht, wenn ſie ſich unter der Torfahrt in ſelbſtbewußter Grandezza aus den Sänften ſchwangen und Öſterreichs Schickſal zu beraten eilten.“

Wie und wo Philipp ſich die Elementarkenntniſſe aneignete, wiſſen wir nicht, wie ſo vieles anderes aus Hafners Leben.

Das Gymnasium besuchte er; es war natürlich eine von Jesuiten geleitete Anstalt. Stand vielleicht der Unterricht nicht ganz auf der Höhe, lernten die Schüler immerhin ein passables Latein und die Fratres besaßen die nicht gering zu achtende Kunst, die Wissenschaften ihren discipulis nicht allzusehr verhaßt zu machen.

Daß die Jesuitengymnasien eine reiche Schauspieltätigkeit entfalteten, ist bekannt. Von ihr mag der junge Hafner, obwohl damals die Regiekünste des Ordens müde geworden waren und von den hohen Obrigkeiten nicht mehr allzufreundlich angesehen wurden, manche wichtige und dauernde Anregung und Bereicherung empfangen haben; sie waren vielleicht seine ersten künstlerischen Erlebnisse und wahrscheinlich klingt manches aus dieser Zeit später in seinen Komödien nach.

Er soll nach Beendigung des Gymnasiums die Rechte studiert haben und später Assessor gewesen sein. Doch in den amtlichen Nachschlagebüchern der Zeit fehlt sein Name.

Lyrische Jugendsünden hatte er sich wohl schon in der Schule zuschulden kommen lassen, wo man übrigens dergleichen — besonders wenn es in lateinischer Sprache war — nicht ungern sah. Als Student und Beamter — sehr lange stand er wohl nicht im öffentlichen Dienst — setzte er seine poetischen Bestrebungen fort, die ihm durch die damals sehr beliebten Gelegenheitslieder auf Hochzeiten oder Feldherrentriumphe erwünschtes Gold einbrachten.

Besonders nachdem er seine Beamtentätigkeit aufgegeben hatte oder sie gezwungenermaßen aufgeben

mußte, war er dazu genötigt, denn seine Eltern werden ihm kaum mehr als Verpflegung und Wohnung geboten haben.

Außerdem hatte Philipp die Neigung, sich durch frohe Gesellschaft und Wein das Leben zu verschönern. War er an einem Abend mit, so soll es immer hoch hergegangen sein. Wobei er seine gesellschaftlichen Talente, die im Imitieren von Bühnengrößen, Arrangieren von Spektakeln, Kenntnis der neuesten Witze und der Fähigkeit, sie gut zu erzählen, bestanden haben, wie man sagt, entsprechend glänzen ließ. Es wurde gewöhnlich recht spät bei solchen Unterhaltungen.

Der bedeutendste Verleger des damaligen Wien, Joseph Lorenz Kurzböck, interessierte sich bald für den jungen Poeten und scheint mit ihm nicht übel gefahren zu sein; bis auf eine Ausnahme druckte er alle Werke Hafners.

Immer war die Bühne das größte Vergnügen und das höchste Ziel seiner Wünsche gewesen. Vielleicht dachte er eine Zeitlang daran, Schauspieler zu werden. Begabt in der Richtung war er. Und in der Entwicklungsgeschichte eines richtigen Wiener „Früchtels", als das er ja — mit Unrecht und mit Recht — angesehen wird, fehlt die Theaterepisode niemals. Jedenfalls steht fest, daß er für szenische Wirkungen das tiefste Verständnis und — dies fehlt dramatischen Begabungen nicht so selten — praktischen Blick hatte und die entscheidenden Momente der Auswirkung schauspielerischer Kraft genau kannte. Beweise dafür sind überall in seinen Werken zu finden.

Er mag sich vielleicht viele Mühe gegeben haben,

seinen Erstling oder seine Erstlinge, die vermutlich nicht identisch sind mit den uns überlieferten frühesten dramatischen Versuchen des Autors, auf die Bretter zu bringen. Aber die Theater — wie immer in Wien — waren in den Händen von Cliquen, die niemanden aufkommen ließen, es sei, er gehörte dem Ring an. Der temperamentvolle Philipp Hafner protestierte dagegen in einer Schrift, die eine scharfe Kritik der Stegreifkomödie enthält. Immerhin haben diejenigen, die am meisten betroffen waren, erst ziemlich spät Kenntnis davon bekommen. Der Druck ist von 1764 datiert, doch dürfte die geistreiche Satire ziemlich lange in der Lade gelegen sein.

Auch mit den anderen Herren, die sich in Wien um die Bühne bemühten, scheint Hafner nicht sehr zufrieden gewesen zu sein. Denen schwebten Gottschedianische Ideale vor; sie waren von tiefstem Haß gegen alles Extemporierte erfüllt, der Hanswurst und auch die großen Schauspieler, die sich unter seinem Zeichen versammelten, waren ihnen ein Greuel. Die Gottschedianer verfügten über eine große Macht, über die Publizistik, die vollständig in ihren Händen lag. Ihre Nüchternheit, ihre geistige Enge, ihre Schulmeisterei war Hafner noch mehr zuwider als die maßlose Grenzenlosigkeit der unbändigen Stegreifkomödie mit ihrer Kameradie. Wenn schon entschieden sein mußte, lieber hielt es Hafner noch mit der letzteren Richtung. Sie war im letzten Grunde aus den tiefsten Notwendigkeiten einer heroischen Zeit gewachsen, stand mit ihrem Mythos in der innigsten Verbindung, was selbst für ihre späte, dekadente Periode wenigstens noch teilweise richtig war.

Die Ursache des relativ rasch erfolgenden Vermorschens und Absterbens des ehemals so reich blühenden Baumes war in der Unfähigkeit zur Weiterentwicklung gelegen. Es fehlte ein produktiver Geist, der es verstanden hätte, das Alte und das Neue miteinander zu verbinden. Kann man die Stegreifkomödie mit einem weiten und großen, aber ganz verwilderten und verwahrlosten Park vergleichen, in dem allerlei Gesindel Unterschlupf und Schutz gefunden hat, so ist für die Bühne der Gottschedianer das Bild verstaubter, übel gemachter und ausgeblaßter Kunstblumen vielleicht nicht unangebracht.

Auf eine Broschüre des Herrn Lehrers der Wohlredenheit an der savoyschen Ritterakademie Josef Heinrich von Engelschall antwortete Hafner in einer anonymen Schrift, die sich die Gottschedianer nicht hinter den Spiegel steckten. Sie müssen Wind bekommen haben, wer der Autor wäre, denn sie rächten sich zwei Jahre später, da Hafner als dramatischer Autor auftrat.

Das „Wiener Diarium" vom 7. April 1762 urteilte über die Burleske „Die reisenden Comödianten" (sie ist das Vorspiel zu einer zweiaktigen Komödie „Der von dreyen Schwiegersöhnen geplagte Odoardo") sehr abfällig und schloß die Vernichtung mit den Worten: „Der Verfasser, von dem wir sonst etwas besseres verhofft haben, mag nunmehr zehn gute Stücke verfertigen und der Verleger ebensoviele aus seiner Presse liefern, wenn sie sich mit der schönen und gesitteten Welt, die durch den Druck eines niederträchtigen Stückes beleidigt worden, wieder aussöhnen wollen."

Dies ließ der Getadelte sich nicht gefallen. Zehn

Tage später antwortete er in einer auf seine Kosten gedruckten Beilage des „Diariums". Die Gegner konnten mit den Hieben, die auf sie niederfielen, zufrieden sein. Sogar der Verleger Kurzböck leistete sich einige Tage später eine Beilage, um auch etwas zur Schlägerei beitragen zu können.

Der Gottschedianer Antwort blieb nicht aus. Die moralische Wochenschrift „Die Welt" — Wiens erste Zeitschrift übrigens — fühlte sich bemüßigt einzugreifen und tat dies so, daß es auf Hafner wohl einen sehr deprimierenden Eindruck gemacht haben mag. Denn er ließ den Gegner schimpfen und schwieg. Hatte Klügeres zu tun.

Baum, der schon erwähnte treffliche Editor einer wissenschaftlichen Hafner-Ausgabe, meint wohl mit Recht, die „Megära", jenes Stück, das Hafners Ruhm als dramatischer Autor begründete, wäre 1762 oder anfangs 1763 entstanden. Bernadon, der gefeierte, erfolgreiche Schauspieler und Bühnenverfasser, war auf einer Tournee in Deutschland. Die Wiener Theater spürten die Lücke. Die Clique, die wohl durch Hafners entschiedenes Auftreten gegen die Gottschedianer mild gestimmt worden war, gestattete, daß der Neuling sich als Platzfüller und -halter versuchen dürfe. Vielleicht war auch eine kleine Kulissenintrige gegen Kurz-Bernadon mit im Spiele.

Wie dem auch sei, jedenfalls wurde Hafners Opus aufgeführt. Die Premiere dürfte — das Kärntnertortheater war abgebrannt und der Neubau vermutlich noch nicht fertig — im Theater am Michaelerplatz stattgefunden haben, also im alten Burgtheater.

Es muß ein großer Erfolg gewesen sein. Fama erzählt, die Theaterleitung hätte ihn durch einen festen Sold von 400 fl. im Jahre verpflichten wollen; andere wollen wissen, Hafner wäre der erste gewesen, der für ein Stück 100 fl. bekommen hätte. Graf Jakob Durazzo, der Leiter des Theaters war und der mit Interesse und Energie sein Amt verwaltete, dürfte sich des jungen vielversprechenden Talentes angenommen haben.

Die Kritik meinte es nicht gut mit Hafner. Die Herren Gottschedianer kannten kein Erbarmen. Aber das Publikum applaudierte begeistert dem neuen wundersamen Werke.

Mit dieser Leistung hatte sich Hafner nicht nur Wien erobert, sondern, wie die Folgezeit weist, ganz Österreich und Deutschland.

Durch den Erfolg verleitet, oder, was wahrscheinlicher ist, mit dem Werke unzufrieden, schrieb er eine Fortsetzung, gewöhnlich „Megära II" genannt, ein sehr problematisches Stück, das alle Zeichen einer künstlerischen Krisis aufweist und das sehr unter fremdem Einfluß steht. Erst nach diesem Opus hatte er sich ganz gefunden und seither geht sein Weg von Triumph zu Triumph. Aufgeführt wurde „Megära II" nur einmal, erst nach seinem Tode, zwei Jahre später.

Kalender, meist von Schauspielern herausgegeben und in Erhoffung guter Belohnung wohlgesinnten Gönnern überreicht, waren seit geraumer Zeit in Wien üblich. Prehauser, der bejubelte Komödiant, der diese Industrie betrieb, war 1763 und 1764 zu faul, um den Text zu schreiben und überließ es Hafner. Dieser schrieb die „Hannswurstischen Träume", Skizzen aus dem wiene-

rischen Leben, phantasiereich in der Anlage, scharfblickend in der Beobachtung und von staunenswerter Schönheit der Sprache. Sie zeigen, was Hafners Prosa vermochte.

Hafners Verleger Kurzböck inseriert im „Wiener Diarium" vom 23. Juli 1763 als Novität „Die dramatische Unterhaltung unter guten Freunden". Es scheint für eine der vielen Dilettantenbühnen, die sich damals in der Stadt befanden, geschrieben zu sein und zeigt den Dichter im Wandern, neuen Zielen zu.

Es war als Vorspiel zu einem merkwürdigen Stück gedacht, das den Titel trägt „Der beschäftigte Hausregent"; es zeigt das Dämonisch-Unbegreifliche, aber auch das Exzentrisch-Tolle in Hafner.

Am 8. Dezember 1763 hatte er wieder eine Erstaufführung. Es war die „Bürgerliche Dame". Am 11. Jänner 1764 veröffentlichte das „Wiener Diarium" eine Kritik — eine große Seltenheit damals —, die, man höre und staune, sogar einigermaßen anerkennend war und den großen Erfolg des Werkes zugesteht. Es muß freilich gesagt werden, daß wohl nicht so sehr die starken dichterischen Qualitäten der Komödie die ehrenwerten Gottschedianer und Philister veranlaßten, eine andere Tonart anzuschlagen, als der in zwei — sehr langweiligen — moralischen Gestalten erkennbare Einfluß G. E. Lessings, dessen „Miß Sara Sampson" in einer lokalen Bearbeitung einige Wochen vorher die Wiener ergötzte, d. h. rührte.

Ernst Baum nimmt mit Recht an, daß Hafner damals auch die Lokalisierung des Lessingschen „Jungen Gelehrten" vornahm, die aber erst 1766 aufgeführt wurde. Diese Bearbeitung scheint verschollen zu sein.

Die „Bürgerliche Dame“ konnte en suite elf Abende gegeben werden. Dies verdroß Hafners Gegner, die in einer Beilage zum „Diarium“ ein Pamphlet gegen den Autor losließen, auf das dieser mit ätzendem Hohne antwortete. Einen der literarischen Oberbonzen, den Herrn Franz Joseph Bob, ergrimmte das so sehr, daß er einen „Glückwunsch“ schrieb, von dem wir nur durch Auszüge wissen. Offenbar ging es Hafner nun so wie bei seiner ersten literarischen Fehde: er war so deprimiert, daß er schweigen mußte . . .

Daß gerade das Beste den geringsten Erfolg hat, ist eine alte Wahrheit, die besonders für Wien gilt und sogar für das bessere Wien jener Zeit.

Die „Neue Bourlesque“ ist der Höhepunkt des Hafnerschen Schaffens. Eine Gewalt der Komik, eine Kraft der dramatischen Konzentration, eine Grazie im Tanz über Abgründe zeigt sich, die kaum in einem anderen deutschen Lustspiele zu finden ist. Man übertreibt nicht, wenn man sagt, daß aus der bekannten Reihe wirklich guter deutscher Lustspiele mehrere neben dem Hafnerschen Werk nicht bestehen können.

Am 3. März 1764 wurde das Stück aufgeführt, nur einmal. Das Buch kam einen Monat später heraus. Indirekt hat es übrigens auf Goethe gewirkt, der den Stoff im „Tiefurter Journal“ bearbeitete.

Wen die Götter lieben, den nehmen sie bald von der Erde hinweg. In der jungen und reichen Blüte seiner Kunst starb der Dichter am 30. Juli 1764, 28 Jahre alt. Als Todesursache wird „Lungenbrandl“ angegeben. In dem Hause seines Entstehens raffte ihn der Tod hinweg, in der Reichs-Hof-Kanzlei, in der

Wohnung seiner Mutter, die inzwischen Witwe geworden war.

Es ist nicht abzusehen, welchen Verlust die österreichische, die deutsche und vielleicht die Weltliteratur mit dem Hinscheiden dieses Talentes, um nicht Genies zu sagen, erlitten hat.

Obwohl nirgends in der zeitgenössischen Literatur eine Klage wegen des Hinscheidens des Poeten auftaucht, scheint doch das Interesse für ihn ein stärkeres geworden zu sein, denn sein literarischer Nachlaß ward genau gemustert.

Es fanden sich zwei Stücke.

Schon zwei Monate nach Hafners Tod wurde „Der Furchtsame" aufgeführt, ein Stück, das wohl in einer sehr frühen Periode seiner Dichtung entstanden ist. Mit der „Neuen Bourlesque" ist es nicht zu vergleichen, doch es enthält ein unschätzbares Kapital an Komik und Theaterbegabung.

Es war Hafners Wunsch gewesen, die Parodie „Evakathel und Schnudi" möge nicht aufgeführt werden. Trotz seiner Drohung, er würde sich, falls man seinem Wunsche entgegenhandeln würde, im Grabe umdrehen, glaubte sich eine dankbare Nachwelt zur Aufführung verpflichtet. Herr von Sonnenfels, in seinen würdigsten ästhetischen Anschauungen gekränkt, weinte deswegen seine bittersten Rezensententränen. Besonders schmerzlich war es dem feinfühligen Mann, daß die Aufführung auf hohes Begehren hin stattgefunden haben soll. Dieses Faktum stellt dem Geschmack der Oberklasse ein ausgezeichnetes Zeugnis aus. Denn als Satire auf romanische Überspanntheit, als Protest gegen die

Verarmung der Welt durch den Stil dank einer Manier-iertheit, die Menschen durch Schablone zu Ornamenten umformt, findet sich nicht viel, was dieser Parodie vergleichbar wäre; außerdem lebte beim Schöpfer und bei den Zuhörern die echt bajuvarische Lust an der Parodie, die nichts schonte und nicht imstande war, das für das Gefühl herunterzusetzen, was einmal inneres Erlebnis geworden war; daher war es in Wien möglich, die letzten Ausläufer der Haupt- und Staatsaktion und die Parodie darauf — denn Hafners Werk nimmt auch diese aufs Korn — zu bejubeln.

Hafners vergänglicher Leib modert in der Erde, aber seine Werke blieben, sein Name bestand. Es wirkt wie ein Symbol, daß er, der immer ganz aus dem Mythos heraus gelebt hatte, bald nach seinem Tod für Wien ein Mythos ward und ein Kranz von Legenden sich um seinen Namen wand.

Lyrik

Des Dichters Jugendlyrik kam — wie schon gesagt — 1764 heraus. Die in „Herr Philipp Hafners poetische und prosaische Werke" gesammelten Gedichte sind typische Früharbeiten — der Autor selbst gesteht in der Vorrede die Unausgeglichenheit ohne Beschönigen ein und teilt mit, warum er nicht nachträgliche Verbesserungen vorgenommen habe —; leider fehlt ihnen infolge starker Anlehnung an literarische Vorbilder der Reiz der Unmittelbarkeit. Der barocke Charakter ist bisweilen nicht zu verkennen, bewirkt aber, da er nur singulär auftaucht, keinen besonderen Charme. Von dieser Beurteilung sind nur die beiden ersten Gedichte auszuschließen, deren — tiefe — religiöse Innigkeit den barocken Zug verstärkt; leider läßt die Reinheit des Stiles zu wünschen übrig. Alles in allem: dieses Buch ist keine erfreuliche Lektüre, die eine gute Dosis historischer Einstellung und tiefergehenden Interesses für den Dichter beansprucht. Für bescheidene Ansprüche ist das malende Gedicht „Der Herbst" stellenweise recht annehmbar. Am besten sind ein paar gereimte Schwänke gelungen, an denen dramatische Steigerung und dramatische Dynamik vorteilhaft auffällt.

In diesem Buche ist Hafners Dichtung sehr sterblich.

1764 erschienen auch „Alle Kriegs-Gedichte", ebenfalls ziemlich bedeutungslos.

„Scherz und Ernst in Liedern", die andere Sammlung der Hafnerischen Lyrik, erschien in zwei Teilen, 1763 und 1764.

Die Ausstattung ist recht luxuriös; jedes Lied ist von den in Kupfer gestochenen Noten begleitet.

Wiederum sind ein paar gereimte Schwänke das Beste. Die Drastik bäuerlicher Denk- und Ausdrucksweise charakterisiert lustig und gut „Der verliebte Bauer":

O liaba Bruda! i kenn a Gsicht
Das meinem Herzerl s'Gnack schier abricht;
Das is a Madel
Wie a Panadel
Und wers nit sieht, der glaubt mirs gar nicht.

*

Von Kopf bis zu Fuß is alls an ihr schön,
Si kann schön sitzen und a schön stehn,
Thut si nett tragen
Kan Harpfa schlagen,
Und a auf tantzrisch ausdrachselt gehn.

*

A rothes Sträußerl tragts auf den Kopf
Und alli Sonntag ein neua Schopf;
A sammet Banderl
Schlingts um ihr Handerl:
Und schreyt herein, so oft i anklopf.

*

A weißes Kressel tragts um a Hals
Und weiß der Toixel, was sonst no als;
Singt schöni Lieda,
Und steckts ins Mieda;
Gieb mir a Kreiden, Bruda! i mals.

*

Das ganze Leiberl is ja so ran,
Als obs a Draxler selbsten hätt than;
D' Haar san voll Locken,
Wie die Parocken,
Di unsa Richta z' Kirtag legt an.

*

Wanns dus siehst essen, machts dir an Mund,
Der is, als wie a Lichtputzen, rund.
Wanns erst thuit lacha,
Kanns Gsichta macha,
Daß a Kranker drüber wird gsund.

*

Nur ans is schandli, sonst is alls schön,
Daß sie mei Herzerl nie will verstehn.
Statt carasieren,
Thuits mi vexiren;
Und last kan Seufza mir z'gfalen gehn.

*

Sag i glei Schatzel mir san a bar;
Sagt si, mein scher di! talkata Narr,
Will i d' Hand leka,
So nimmts an Stecka,
Wixt ma den Balk, und fallt ma in d' Haar'.

*

Bruda! i bin aft fast außa mir,
Weil i die Ursach nie recht campir,
Daß s'mi thuit hassen,
Und nit will lassen
A nur a Schnitzerl gelten bey ihr.

*

Wanns mi a endli itzt nit glei nimmt
Wanns nur daweil kan andra bekimmt,
Will i mit Freuden
Alls von ihr leiden;
Wanns mit da Zeit nur mit mir einstimmt.

*

Wann nur der Himmel das nit ließ gschehn,
Daß sie an andern lieba thät sehn,
So will i gern
Zum schwarzen Bärn
Acht Tag ins Wirtshaus wahlfarten gehn.

Stark parodistische Züge weist der Dialog „Der kroatische Bauer und das Wienermädgen" auf, bei dem die Stärke und das Pathos des nationalen Tones sehr auffällt — bemerkenswert für die Zeit und besonders für Wien.

Kroat.

Schöni liebi Wiena Madel!
Muiß si dir was Guits vertrau:
Mei Herz brat wie Schweinabratel,
Möchs s werda nit mei Frau;
Mach mi heurath! thui nit bsinna,
Sey mei Weiberl, schau mi an,
Habs viel Geld im Säckel drina,
Bin krowatisch reichi Mann.

Wiener Mädgen.

Deine so geschwinde Fragen
Sollen gleich entschieden seyn;
Ich will dir gar nicht viel sagen,
Nur ein Wort, und dieß heißt: nein!
Niemals könnte mir es träumen,
Einem solchen wilden Mann
Herz und Alles einzuräumen,
Den ich gar nicht lieben kann.

Kroat.

Will si Schatzel dir nit gfallen
Warum bin is nit brav Mann
Kan dir guiti Sacha zahlen,
Die dir andri geba kann:

Bin dir redli, thuit nit zweifel,
Hab mi schön, und sey mi guit,
I! du mach Gsicht wie das Teufel,
Sag, was di nit gfallen thuit.

Wiener Mädgen.

Alles, was ich an dir sehe,
Alles, was in deinem Land,
Und, daß ich es kurz gestehe,
Deine Sitten, der Verstand:
Deine Kleider, deine Blicke,
Deine Sprache, dieser Bart,
Deines Leibes grobe Dicke,
Und die rohe Lebensart.

Kroat.

Hab si ja nit Gsicht so übel,
Hab si zimli groß Verstand,
Kenn das Knobel und das Zwibel
Und Kapänel vonanand;
Hab si schwarz Bart, blaui Gwandel'
Rothi Zischma, rundi Huit
Hab mi liebel, wie dein Mandel
Schöne Lecki seyn mi guit.

Wiener Mädgen.

Zärtlich ist der Deutschen Liebe,
Deine Art gleicht ihrer nicht;
Ihre Küsse, ihre Triebe
Sind bezaubernd eingericht:
Deutschland ists, wo ich gebohren,
Deutsche sind es nur allein,
Denen ich es zugeschworen:
Niemals ungetreu zu seyn.

Kroat.

I was Menschel liebi Schatzel!
Glaubs nit, daß Krabath guit is?

Erteck! wann i dir gib Schmatzel
Bleib di Loth Taback in Gfriß,
Kann i glei nit Prahlhans macha,
Fopp di nit, wie Deutschi thuit,
Lieb di, daß mir Herz thuit kracha
Und hab treu krowatisch Bluit.

Wiener Mädgen.

Alle Worte sind vergebens,
Alles Bitten ohne Frucht
Weil die Tage meines Lebens
Deutsche Art mein Herze sucht.
Ein Salopp und Schmuck in Haaren
Strickrock, Sack und Palatin,
Sind ganz andre Kleider Waaren,
Als bey einer Ungarin.

Kroat.

Je! kannst tragen, was dir gfallen,
Von di Schedel bis zu Schuih,
Langa Sack von Stanling, Schnallen;
Und schwarz Rockolor dazui;
Ohrenglasel, Sammetstützel,
In di Gsicht brav schwarzi Fleck,
Und von Harr an Heilingstritzel,
So fallt nix von Freyla weck.

Wiener Mädgen.

Nicht allein die schönen Kleider,
Machen, daß ich spröde bin;
Nein! mein Herz gedenkt viel weiter,
Und zielt einzig nur dahin,
Mich recht vornehm einst zu paaren;
O, wie läßt es doch so schön,
Wenn man kann im Wagen fahren,
Und die Diener rückwärts stehn.

Kroat.

Bin nit schleck! mei liebi Madel,
Geld macht mich zum Edlimann:
Was frag du denn nach di Adel,
Wann i dir alls schaffa kann:
I hab Roß, und hab a Wagen,
Wills nit fahren mehr mei Weib,
Laß si auf die Buckel tragen,
Hab Laquey, der Vieh austreib.

Wiener Mädgen.

Und gesetzt ich thät es wagen,
Und ich wollt die Deine seyn,
Müßt ich dir gleich Anfangs sagen,
Daß mein Liebe nur ein Schein:
Zwar würd ich dich Schatzel nennen,
Ich wär Frau, du wärst mein Mann,
Heimlich aber würd ich brennen,
Für das, was ich lieben kann.

Den ganzen Hafner, den lebenstollen, todgeweihten stellt uns die „Aufforderung zum Trinken" vor.

Lustig ihr Brüder!
Frohe Gemüther!
Springet!
Singet!
Und seyd erfreut.
Nutzet den Lauf der so flüchtigen Zeit,
Wer lebt wohl Morgen so sicher wie heut?

*

Eilet ihr Herren!
Gläser zu leeren!
Lachet!
Machet!
Was euch beliebt;
Ist auch die Flasche leer; seyd nicht betrübt,
Weil es in Kellern noch Fässer gnug giebt.

*

So lang wir leben,
Wuchsen noch Reben,
Narren
Sparen,
Wir trinken Wein.
Wer ein Gevatter des Bachus will seyn,
Trinket mit mir — Peter Zipfel! schenk ein!

*

Leeret die Flaschen;
Gurgeln zu waschen,
Lärmet,
Schwärmet
Wies euch gefällt!
Der ist ein Narr, der mit Durste sich quält,
Man trinkt doch nimmer in künftiger Welt.

*

Gsundheit den Schönen,
Welche wir kennen,
Freunden,
Feinden,
Und was da trinkt;
Seht, wie das Gold aus dem Glaß auf uns blinkt,
Und zum Genuß dieses Nectars uns winkt.

*

Wasser im Magen
Macht viele Plagen,
Reissen,
Beissen,
Und üble Nacht.
Wasser ist nur für Tiere gemacht,
Uns haben Götter den Wein zugedacht.

*

Allons mit Freuden
Brüder zum Streiten!
Schiesset,
Giesset,
Leert das Gewehr;
Wer es am besten kann, trinkt ein Glaß mehr,
Schlagt an! gebt Feuer — pav! puv! — — es ist leer.

Hier ist deutlich Überwindung des Gefühles der Vergänglichkeit, bewußter Sprung über die Melancholie, die der Erkenntnis entstammt, daß alles vergänglich ist, daß nichts bleibt. Daß der Dichter sich aus tiefer Trauer über die Vergänglichkeit alles Menschlichen und Irdischen in sorglose Heiterkeit rettet, ist im besten Sinne österreichisch. Feiern wir Feste, schwelgen wir, so lange wir im heiteren Sonnenlichte wandeln, ehe das Unbekannte, Dunkle uns verschlingt.

Die stärkste Wirkung erzielt der Dichter durch grimmige Parodie, durch den unerschütterlichen Ernst, mit dem er philosophische Meditation und derbes, dialektisches Volkslied nebeneinander stellt. Er erinnert hier — mutatis mutandis —, wie übrigens auch beim Schlusse des „Geschäftigen Haustyrannen", an Wedekind, mit dem er offenbar manchen Wesenszug gemeinsam hat. Es ist ein eigentümlicher, abgründiger Humor, der im „Lächerlichen Philosophen" waltet.

O Mensch! betracht einmal,
Die Welt, das Jammerthal!
So wirst du sie mit Freuden
Sammt ihrem Anhang meiden
Und vor den Menschen fliehn;
Ein ruhiges Ergötzen ist allem vorzuziehn.

*

Des Halters zu Pentzing sein Stubnmensch ist schön
Um Zehni auf d' Nacht kann man Halsen hingehn,
A Busserl von ihr
Schmackt besser als Bier,
Als Brandwein, als Schunken, als Speck und Clistier.

*

In stiller Einsamkeit
Herrscht ungestöhrte Freud;
Gesundheit, Ruh, Betrachtung,
Der eitlen Lust Verachtung
Und Kenntnis dieser Welt,
Die mancher in den Städten für seinen Abgott hält.

*

Des Hansgörg sein Mensch is a garstiger Bär
Und er nihmts beym Kragen und halßt no prav her.
Na, das weiß i gwiß
A so a wilds Gfries
Die thät i nit halsen
Wanns Reichsthala hät.

*

O Mensch, betracht einmal
Was innerliche Qual
Dir jede Lust erwecket,
Wie das Gewissen schröcket,
Das alle Freud vergällt;
Es ist kein Vergnügen auf dieser armen Welt.

*

He lustig, Herr Schwager, mein Weib is schon todt
Itzt hab i zwölf Kinder und kan Bissen Brod
Prav Schulden no a!
Jucheßa sa sa!
Itzt nihm i an Andri so hab i schon zwa.

Die im engeren Sinn lyrischen Leistungen Hafners sind konventionell, zu zeitgebunden und erreichen nur mühsam das allgemeine damalige Niveau. Nur ein Gedicht läßt neue, ganz echte Töne aufklingen und hat dauernden Wert, trotz einzelner matter Zeilen:

Bey Erinnerung der Jugend.

Wo seydt ihr jugendliche Stunden,
Verfloßne Quellen goldner Zeit?

Wie jäh ist eure Lust verschwunden,
Die meiner Unschuld Lenz erfreut;
Kein künftiges Geschick
Bringt einen Augenblick
Von eurer Lust mir mehr zurück.

*

In meiner Kindheit ersten Tagen,
Wo ich noch Welt, noch mich gekannt,
Da lebt ich frey von manchen Plagen,
Da führte mich der Blindheit Hand;
In sorgenloser Brust
Fühlt ich nur muntre Lust,
Itzt ist mir nichts als Gram bewust.

*

Bey nun erreichten reifen Jahren,
Wo die Vernunft zur Kenntnis führt,
Muß ich des Elends Last erfahren,
Das über Menschen triumphiert;
Nun macht mir jede Stund
Ein neues Uebel kund,
Und schlägt so Leib und Seele wund.

*

Als ich mit stummen Puppen spielte,
Aus bunten Karten Häuser schnitt,
Und Lust und Gramm unkennbar fühlte,
Da scherzte wahre Freude mit;
Da ich kein Kind mehr bin,
Ist auch die Ruhe hin
Ich leb als Sklav von jedem Sinn.

*

Itzt fühl ich mich am Joche haften,
In dem man Welt und Laster kennt,
Und alles wird zu Leidenschaften,
Seitdeme man mich Jüngling nennt;
Ich bin der Menschen Spott,
Wenn einst das Alter droht,
Was macht mein Ende? Schmerz und Todt.

Hafners lyrische Ader ist nicht stark, seine künstlerische Geduld nicht zureichend. Der geborene Dramatiker ist zu ungestüm, zu sehr einem raschen Rhythmus hingegeben, zu sehr in starke Dynamik des Tempos verliebt, als daß er sich ganz nur einer Situation hingeben könnte und in ihr sein ganzes Gefühl ausgießt.

Nicht Mangel an Größe und Weite der Empfindung, nicht fehlende Tiefe des Lebensmythos ist die Ursache des Versagens, die in der inneren Spannung und Unruhe eines dramatischen Temperamentes begründet wird. Sein Schicksal war es, daß er eine große Entwicklungsbahn in kürzester Zeit durchmaß, daß es ihm eine wunderbare Blüte gab, die nie den Schmerz langsamen Welkens und Vergehens erlitt, nur ahnte ... Als Vollendeter starb er, als Lyriker aber noch Anfänger.

Prosa

Sieht man von den polemischen Schriften ab, die nur für ein Spezialistenpublikum Interesse haben, so ist uns von Hafner nur ein wichtiges Prosawerk überliefert, das seine 22 Träume schildert. Der Titel der ersten zwölf lautet: „Philipp Hafners Songes Hannswurstiques oder auf gut Chinesisch, Es könnte einem nicht närrscher träumen. Denen jenen, die gerne lachen und schwache Nerven haben, von neuem aufgelegt, gedruckt mit Buchstaben in der typographischen Buchdruckerey im Calenderjahre 1700, und so weiter."

Im Jänner träumt dem Hanswurst, er wäre eine geplagte Kammerjungfer. Der Kammerjungferngott Cupido hat ihn dazu verurteilt, weil er auf dem Theater jederzeit der ärgste Spötter seiner getreuesten Untertaninnen war. Hanswurst muß bei der schlimmsten Dame der Stadt Dienst machen und wird zu diesem Zweck in eine Lisette verwandelt. Die ersten Worte, die er von seiner Herrin vernimmt, lauten so: „Nu, ich habe mir wohl eingebildt, daß ich die Sau selbst wieder werde aufwecken müßen, sie gemeiner Schlampen!" Diese Ansprache endigt mit einer Ohrfeige. Auf die Frage der Lisette, was die Dame zu frühstücken wünsche, gerät diese wieder in Wut und antwortet: „Schnecken." Hanswurst nimmt das selbstverständlich wörtlich und

bestellt das Gewünschte beim Koch. Seine Herrin wirft aber Hanswursten die Schnecken an den Kopf und prügelt ihn. Dann kommt noch eine Eifersuchtsszene wegen des Kammerdieners, worauf die Dame mit diesem allein bleibt und die Jungfer nur durch das Erwachen aus dem Traum gehindert wird, durchs Schlüsselloch zu spähen.

Im Februar glaubt im Traume Hanswurst, er besuche einen Hausball, der im fünften (nach wienerischer Art vierten) Stock stattfindet und zu dem er erst nach einigen Schwierigkeiten kommen kann. Hohes Eintrittsgeld ist zu bezahlen. Der Tanzsaal reicht gerade für ein Paar; acht Paare sind anwesend. Zwei Studenten machen Musik und zwei Lichter illuminieren die Fête. Nach dem Tanz setzt man sich zu einem großartigen Diner, bei dem besonders ein an der Lungensucht gestorbener Hase auffällt. Bevor man sich niederläßt, wird noch ein besonderer Spaß ausgeführt: „Ein gewisser Herr, der den Ball-Arlequin abgab, und der überaus scherzhaft war (dann wie mir einer sagte, so war er ein Kaufmannsdiener), stieg, da alle Speisen schon standen, auf den Tisch, und gieng zwischen den Speisen auf und ab, setzte sich auf die Pasteten, stieß mit dem verkehrten Gesicht den Deckel davon ein, und schmieß den Ballgästen Grapfen an den Kopf." Schließlich raufen sich zwei Herren um den Kapaunbügel, der natürlich dem Hanswurst aufs saubere Kleid fällt.

Weiter rollen der Monate Bilder: Bestrafung eines höhnenden Ausländers durch Barbiers Rasiermesser, vergebliche Teufelsbeschwörung eines Geldbedürftigen, Traum in Traum eingeschachtelt, Hanswurstens Lebensweg als porzellanenes Schokoladenbecherl; immer

bunter wird die Reihe, immer stärker die grotesken Verzerrungen dieses Vexierspieles: Verlosung heiratssüchtiger Frauen fehlt ebensowenig wie eines Kellners Klage, daß der Appetit seiner Gäste sich auch auf Messer, Gabeln, Salzfässer und Leuchter erstrecke: erklärt aber einem erstaunten Publikum, er käme doch noch auf seine Rechnung und gibt sogar das „Wie" an.

Merkwürdig ist, daß immer der November fehlt: fraglich, ob dies Absicht (welcher Art, müßte man allerdings fragen) ist oder — recht merkwürdiger — Zufall.

Diese Lebensausschnitte offenbaren ein theatrum mundi, das in der zeitgenössischen Literatur seinesgleichen nicht hat an Fülle der Stoffe, Tiefe der Empfindungen, Kritik der durchblickten Lebensverhältnisse. Das Register dieses Dichters verfügt über alle Töne: über danteske Schilderung der Infernoqualen eines Geizigen so gut wie über die derbe Komik bäuerlicher Hochzeiten; soziale Kritik und ironische Sittenschilderung neben beißendem Hohn gegen die unbärtigen, unfruchtbaren Skribenten. Und Humor, groß, gewaltig, hervorgeholt aus den letzten Tiefen germanischen Schwermutes. Mit wenigen Strichen wird ein getreues, künstlerisch aufgefaßtes Bild des damaligen Wien entworfen, mit seinen Vorzügen und Schwächen. Helle Lichter, tiefe Schatten, reiche Menschlichkeit, vollsaftiges Leben, getaucht in eine wundervolle Atmosphäre. „Merry old Austria." In einer Prosa geschrieben, deren Frische und Lebendigkeit ungeschwächt und unverwelkt bis auf den heutigen Tag blüht. Die Themen sind sichtlich von der Hand eines Dramatikers angepackt, dem alles zur Szene wird, dem das Gesetz der dramatischen Steigerung in Mark und

Bein übergegangen ist, dem es immer wieder gelingt, die verworrenen Fäden zu Komödien zu knoten und zu lösen.

Es ist etwas pedantisch, wenn man noch anmerkt, mit welcher erstaunlichen Sicherheit der Dichter das Phantastisch-Sprunghafte des Traumes beherrscht und für seine Zwecke dienstbar macht. Wie er immer an ein Erlebnis des wachen Lebens anknüpft, wie dies aus dem Unterbewußtsein ins Reich des Träumens aufsteigt, wie es, modifiziert, zur Novelle und beinahe zum Drama umgestaltet wird. Kommen die Psychoanalytiker einmal darüber, schreiben sie sicher ein Buch.

Hafner war in der Verwendung des Traumes gewiß nicht originell. Seit des Spaniers Quevedo „Sueños" hat sich diese Form im Barock Deutschlands eingebürgert. Auch die bekannten „Gesichte des Philander von Sittewald" rechnen dazu; Grimmelshausen bediente sich ebenfalls dieser Form, die der barocken Mentalität überaus gut entsprach. Der End- und Höhepunkt dieser visionären Literatur, deren Einzelheiten weder hinsichtlich der Fakten noch der Entwicklung ausreichend untersucht sind, dürfte Hafner sein, der, auch hier von barocken Traditionen ausgehend, abschließend die Form zum reinen Spiel der Phantasie erhöht. Vielleicht ist es er, der sie für zukünftige Entwicklungen geeignet macht.

Wie immer, so hat auch hier der Dichter mit verschwenderischer Hand kostbare Motive fast wahllos und doch taktvoll gegeneinander abgewogen, ausgestreut und ihnen eine Fassung gegeben, die schöner und treffender nicht denkbar ist. —

„Der ‚Prosaische Inhalt' in seinen ‚Poetischen

und prosaischen Werken' ist von viel geringerer Bedeutung. Satirische Briefe beschäftigen sich mit liebenden Gatten, die ihren reichen alten Frauen treuherzig den Tod wünschen und dabei um Dukaten ersuchen, mit fleißigen Studenten, die immer Geld brauchen, mit Schuldnern, die nicht zahlen usw. Die Sachen sind lustig und gut geschrieben, aber weder menschlich noch künstlerisch von größerer Bedeutung. Humor ist unzweifelhaft vorhanden, der sich auch im ‚Verzeichnis der Bücher des Herrn Onuphrius Fopper' weist. Ein Beispiel charakterisiert die ganze Bibliothek: ‚Die dauerhafte Alte. Ein Trauerspiel für ihren jungen Mann, der sie aus Liebe zu ihren Thalern geheyrathet hat. Verfasset von Blasius Eigennutz 4. Im alten Leder gebunden, aber mit Dukaten Gold vergoldet. Warthausen 1760."

Bühnenarbeiten

Jene Groteske, mit der Hafner sich zum ersten Male auf der Bühne versuchte, war vielleicht nicht seine erste Arbeit für das Theater. Sein lebhaftes Interesse für die Bühne, die Unzugänglichkeit zu ihr, die für ihn dank einer Clique bestand, die staunenswerte Geschicklichkeit in der Charakterzeichnung, die relativ gute Handlungsführung lassen es als möglich erscheinen, daß seiner ersten publizierten eine oder mehrere Komödien vorausgingen, die, welches Schicksal sie immer gehabt haben mögen, uns jedenfalls nicht überliefert sind.

„Die reisenden Komödianten oder der gescheide und dämische Impressario, ein Lustspiel von einer Abhandlung . . . .“ betitelt sich das Opus, das als Vorspiel zur „Megära“ gedacht war. Mit der Handlung des letztgenannten Stückes steht es in keinem Zusammenhang und ist mit diesem nur ganz oberflächlich verknüpft.

Im ersten Auftritt sehen wir eine Truppe bettelhafter Komödianten am Waldrand lagern. Die Mimen essen und bringen ihrem Impresario eine großartige Ovation dar. Vergebens will dieser den Lärm, der von den — wohl ironisch — Begeisterten ausgeht, niederschreien. Höher und höher steigt die Woge des Enthusiasmus. Da kann sich der entrüstete Impresario nicht anders helfen, als daß er eine schöne Positur annimmt und den Schauspielern barocke Verse ins Gesicht schleudert.

„Wenn hunderttausend Mann mit Säbeln sich zerfetzen,
Wenn ein gefräßig Feuer gleich Städt in Asche legt,
Wenn hundert Schneider auch ersterben an den Kretzen,
Wenn untergrabne Luft den Erdenkreis bewegt,
So ist bey weiten noch dergleichen Aufruhr nicht,
Als wenn ihr meine Freund und centnerschwere Limmel!
Hier eure Schuldigkeit durch Wunsch und Lied entricht:
Wenn gleich ein Trunkenbold in Wein halb tot sich saufet,
Wenn eine böse Frau dem Mann das Kleid anmißt,
Ja, wenn ein Fratschlerweib mit Lehenkutscher raufet,
Daß doch auf dieser Welt die größte Hetze ist
So kann man doch von dem nicht eine Gleichnuß setzen,
Als wenn ihr bloß aus Scherz und angebohrner Lust
Euch sucht als gute Freund beysammen zu ergetzen.
Pfui! schämt euch in das Herz!

Nun erhebt sich unter den Untergebenen ein Sturm der Entrüstung. Man wirft dem Impresario Undankbarkeit vor und Invektiven hageln über ihn nieder. Stixel, einer der Mimen, hält ihm drastisch vor, daß selbst die unbeseelte Kreatur mehr Dankbarkeit zeige als der Gescholtene:

„Ja ja ihr habt ganz recht! dieß will sich nicht geziemen,
Daß du diejengen scholtst, die dich so hoch geehrt,
Die dir zur Ehr gesucht ein Loblied anzustimmen
Ein wildes Thier hierin dich beßre Sitten lehrt:
Ein Esel, wenn man ihm die Last hat abgenommen,
Kratzt mit dem Fuß in Sand, und zeigt die Dankbarkeit.
Ein Lamm, das da den Wolf durch Hirtens Hund entkommen,
Dankt dem Erretter auch, so oft es me! nur schreit;
Ein Löw und eine Laus, die Wanze und ein Tyger,
Ein Auerochß, ein Schneck, ein Schab, ein Elephant,
Ein Pantertier, ein Floh, die danken ihrem Sieger,
Nur du, vernünftig Thier! hast weniger Verstand,
Die Thiere lehren dich, sie danken für ihr Leben
Nur dir ist für dein Lob das Danken unbewußt,

Ja du erkühneſt dich uns noch Verweiß zu geben,
Das macht, der Undank wohnt in deiner Tyger Bruſt."

Nun kommt dem Impreſario die Situation doch bedenklich vor, er lenkt ein und weiſt auf die hohe Miſſion hin, die der Schauſpielkunſt in der benachbarten Stadt bevorſteht: Geld zu verdienen. Was begriffen wird und nun ſinken alle voll Rührung einander gegenſeitig an die Bruſt. „Impreſſario (Er weint und ſchnupft ſich in die Parok.)

Der Himmel wird gewiß für eine Wohlfarth walten!
Ihr preßt mir Thränen aus, kommt her an meine Bruſt!
(Er umfaſſet einen nach dem andern.)
Als Sultel will ich dich, mein Sultel itzt umfaſſen,
Ich hefte Melack, dich! ſelbſt meinem Herze an;
Dich Stixl! werd ich nie von meiner Seite laſſen,
Du haſt gleich dem Fidel, mir vieles guts getan;
Melambus, komm auch her! dich hätt ich bald vergeſſen,
Seht mich, als Vater an! und ſagt: ob euch was fehlt?"

Auf dieſe Frage antwortet ihm Sultel:

„Wir haben alles gnug, nur Kleider, Geld und Eſſen,
Das iſt was uns gebricht."

Melambus — ein anderer Schauſpieler — fügt noch klagend hinzu:

„Und noch dazu kein Kleid, die Leiber zu bedecken,
Das Camiſol ſo fett, als wie ein Speckſalat,
Die Wäſch ſo ſchwarz, daß ſich der Teufel dran möcht ſchröcken.
Mehr Fenſter in dem Rock, als in der ganzen Stadt."

Man beſchließt, zum Bürgermeiſter zu gehen und um Erlaubnis zur Veranſtaltung einer Aufführung zu bitten.

Der zweite Auftritt findet im Zimmer des Bürgermeiſters ſtatt, der ſich über die Fülle der Amtsgeſchäfte

beklagt. Er ist nicht sehr entzückt, als die Komödianten mit ihrem Anliegen hereinkommen; ihr Aufzug ist so, daß er an sie die Frage stellt, ob sie Zigeuner oder Banditen wären. Aber der Impresario läßt eine gewandte und kenntnisreiche Rede los:

„O! mein gnädiger Herr! sie irren sich sehr weit, sie urtheilen den Menschen nach seinem Kleid aber nicht nach seinen Verdiensten? wissen sie nicht; was Ovidius, der berühmte Astrologus, von dem Ansehen des Menschen in dem dritten Theil, in dem vierten Buch, in dem zwölften Blat, auf der ersten Seite, in der achten Zeile, in dem dreyßigsten Wort, nach dem neunzigsten Buchstabe saget: nolite homo secundum vestibus judicere, sed secundum personantiam et virtusibus ejus, das heißt: man soll den Menschen nicht nach seinem Kleid, sondern nach seinen Verdiensten schätzen, denn das Kleid macht nicht den Mann: Aesopus Esel kleidet sich auch mit einer Löwen Haut, und sie, mein gnädiger Herr! ziehen auch recht honet auf." Der Bürgermeister erkundigt sich nun nach den Umständen der Truppe und erhält auf die Frage, ob die Gesellschaft schon beisammen wäre, die Antwort: „Ja, biß auf die Kleider und Frauenzimmer, die sind noch nicht ausgebackt." Er äußert Bedenklichkeiten wegen des Könnens der Schauspieler, was diese auf der Stelle durch eine Probe widerlegen wollen. Melambus agiert Verse aus der Komödie, in welcher die Verzweiflung des Doktor Faust enthalten ist, Fidel einen kläglichen Auftritt aus einem Liebesstück, während Stixel eine blutige Szene aus einer Tragödie rezitiert. Er droht seinem Feinde:

„Ich spalte ihm den Kopf bis an den Grund der Füssen,
Der Degen solle ihm durch Mark und Adern gehn;
Aus seinen Knochen will ich mir ein Schachspiel drehen,
Ja Handschuh schneid ich mir aus seiner falschen Haut,
An seine Därmer, wenn die Seel wird ihm entgehen,
Faß ich noch Perlen an, und bring sie meiner Braut.
Den Hunden soll vor dem zerstückten Körper grauen,
Ich schneide jedes Glied besonders mit der Scherr,
Ja jeden Tropfen Blut will ich in Stücke hauen,
O Himmel, schick mir doch den Nebenbuhler her."

Melack endlich ist bemüht, aus der „Lehrschule des Plato" sehr geistreich und einsichtig die Vergänglichkeit der Welt vorzuführen. Er endigt mit folgenden pathetischen Versen:

Drum, Freunde! höret auf, euch um die Welt zu sorgen,
Sie steht zwar heute noch, wer weiß es? steht sie morgen.
Es könnte leichts nichts mehr so sehr gebrechlich seyn;
Ein untergrabner Wind wirft ganze Länder ein.
Die Welt ist uns zur Last, die Welt ist uns zur Geisel
Drum, Freund! erwäget dieß, lebt wohl! ich geh aufs H —"

(Geht ab.)

Diese Leistungen bestimmen den Bürgermeister dazu, seine Erlaubnis zur Produktion zu geben.

Der Impresario ist dafür so dankbar, daß er folgendes tut: „Er erwischt den Bürgermeister beym Fuß, schmeist ihn von dem Sessel auf die Erd, und küßt ihm knieend die Füße." Der Bürgermeister ist darüber natürlich nicht sehr entzückt. Dann versandet der Dialog zwischen Impresario und Bürgermeister zu einer kleinen Abhandlung über die Trefflichkeit der Bühnenkunst, bis endlich letzterer die Truppe einlädt, auf seinem Privattheater eine Vorstellung aufzuführen.

Es ist möglich, daß Hafner hier, wie Baum meint, nach dem Vorbild Goldonis Forderungen nach einer Reform des Schauspielerstandes und Fragen, die er bereits anderswo behandelt hatte, diskutieren wollte. Jedenfalls sind aber während der Ausführung diese Ziele gegenüber einer saftigen, parodistisch-anschaulichen Komik in den Hintergrund getreten. Erst gegen Schluß erinnerte sich Hafner vielleicht seiner anfänglichen Intention und klebte dieses recht langweilig, dozierend-lehrhafte Ende an, das gegen die frische Lebensfarbe des Vorhergehenden sehr absticht.

Jedenfalls war dieses Vorspiel ein sehr verheißungsvoller Anfang.

Die Hauptkomödie heißt: „Der von dreyen Schwiegersöhnen geplagte Odoardo, oder Hannswurst und Crispin die lächerlichen Schwestern von Prag", ein Lustspiel von zwey Abhandlungen.

Um Mitzerl, des Edelmanns Odoardo Tochter, werben Baron Papendeckel, Marquis Kletzenbrod und Chevalier Chemise. Odoardo gibt daher seinem Hausknecht Casperle den Auftrag, jedermann den Eintritt ins Haus zu verwehren: „Es mag seyn der Peter oder der Paul, er mag wollen hineingehen, steigen, laufen, fahren oder reiten, so laße keinen Menschen hinein." Dieser strenge Befehl hat die Folge, daß Marquis Kletzenbrod und Baron Papendeckel von der getreuen Schildwacht abgewiesen werden, wie sie in das Haus eintreten wollen; denn aus übergroßer Vorsicht geben sie sich auf die entsprechenden Fragen des Casperle als Peter beziehungsweise Paul aus. Der Diener des Marquis Kletzenbrod,

Hanswurst, hat mehr Glück; denn als ihm Casperle unter Absingung seines Befehles erklärt, er dürfe ihn nicht in das Haus einlassen, antwortet Hanswurst, der schon früher bewiesen hatte, er wäre weder der Peter noch der Paul, er könne doch hineinkriechen. Diese Logik begreift natürlich Casperle. Inzwischen kommt Odoardo zurück, erfährt, was geschehen ist und prügelt dafür seinen Hausknecht durch. Hanswursten gelingt es, aus dem Haus zu kommen, ohne daß er aber Gelegenheit hatte, den Brief des Marquis Kletzenbrod dem Fräulein Mitzerl oder ihrer Dienerin und Vertrauten Colombine zu überreichen. Er muß sich mit seinem Herrn unverrichteter Dinge entfernen. Inzwischen hat sich in der Gasse, in der Odoardos Haus steht, ein wandernder, armer, sehr naiver Schneiderjunge namens Crispin eingefunden, der nach manchem lustigen Hin und Her schließlich von Baron Papendeckel als Diener engagiert wird. Obwohl es mit Crispins Hilfe dem Papendeckel gelingt, mit Mitzerl zu sprechen, so hat auch er kein Glück in der Liebe. Bei einem Versuch des Hanswurst, Korrespondenz von Marquis Kletzenbrod ins Haus zu schmuggeln, fängt Odoardo den Brief auf. Es kommt dann zu einer Ansammlung eifersüchtiger Freier, denen Odoardo erklärt, er verheirate seine Tochter nicht früher, als bis seine Schwester aus Prag eingetroffen sei, die dann zu bestimmen hätte.

Im zweiten Akt geht das Briefchen-Schicken lustig weiter, daß einem angst und bange wird, bis endlich sich die Handlung in Bewegung setzt. Crispin tritt verkleidet als Odoardos Schwester auf und dieser

läßt sich täuschen. Doch Crispin hat wenig Glück, denn Hanswurst kommt in der gleichen Verkleidung und Crispin muß den Schwindel eingestehen. Hanswurst führt seine Aufgabe trotz mancher gefährlichen Klippe mit Humor und Geschick durch und auf Fürbitte und Empfehlung seiner „Schwester" gestattet Odoardo dem zur rechten Zeit erschienenen Marquis Kletzenbrod die Ehe mit seiner Tochter. Auch setzt die „Schwester" aus Prag durch, daß Hanswurst die Colombine heiraten darf, worauf sie sich entlarvt. Odoardo schreit zuerst Zeter und Mordio, doch endlich findet er sich in die Sache. Die erscheinenden anderen Freier werden abgewiesen. Hanswurst wagt es sogar, zu dem darüber etwas entrüsteten Odoardo Schwager zu sagen und begründet dies mit den Worten: „Wann ein Lakey ein Madel heurathet, die bei einem verwittibten Herrn gedient hat, so kann er allezeit zur Sicherheit den Herrn seinen Schwager heißen."

So groß die Anleihen sind, die Hafner bei Goldoni und Gherardi macht, in den Hauptsachen ist das Stück aus den Traditionen der Wiener Stegreifbühne hervorgewachsen. Die Maskenhaftigkeit der Typen wird durch individuelle Züge belebt, ohne daß Charaktere entstehen. Der Dialog ist nur scheinbar vorhanden, mehr eine Sammlung von Scherzen, mehr eine Ausbeutung der Situationskomik, mehr langatmige, wenn auch hie und da sehr lustige Referate als wirkliches Hin und Wieder des Wortes. An einer Stelle zeigt sich sehr deutlich, wie sehr diese Komödie im Extemporieren wurzelt. Es ist dies der vierzehnte Auftritt des zweiten Aktes, wo an Stelle des Dialoges einfach der Canevas, das

ist die bare Anweisung des Autors an den Schauspieler, was er tun und reden soll, gegeben wird.

Die Technik des Stückes ist nicht übel. Die starke Komik, die das ganze beherrscht, gestattet es, das Schlingen des Knotens lange zu verzögern, so daß wirkungsvoll unmittelbar darauf die Lösung erfolgen kann.

Fähigkeit und Wille, etwas Neues zu schaffen, zeigt sich, aber das vorläufige Ergebnis ist noch ein träumendes Spielen im Vorhandenen, ein Üben künstlerischer Kräfte, dem noch der rechte Ernst fehlt.

Wie der Humor dieser Komödie beschaffen ist, mag die Erzählung des als Witwe aus Prag verkleideten Hanswurst charakterisieren: „ . . . Da hab ich dann einen Verwalter bekommen, das war ein guter Mann, welcher aber sich nichts hat einreden lassen; wir wohnten bey der Herrschaft auf dem Schloß, allwo es soviel Wanzen gegeben, daß die Wänd von der Mauer fast damit überzogen gewesen, da hab ich mein Schlafbett von der Mauer weggerucket, auch zu meinem Herrn gesagt, Schatz, laß dir dein Bett wegrucken, du wirst Ungelegenheiten von den Wanzen haben; allein der Mann war eigensinnig, er ließ sich nichts sagen, er blieb immer an der Mauer liegen; was geschah, in einem halben Jahr haben sich die Wanzen in den Mann hineinprakticirt, der Mann bekam ein Wanzen Apostem, und starb, da ich erst ein Jahr mit ihm verheuratet gewesen; . . . .“ Fein und geschmackvoll ist das nicht, aber auf der Bühne hat's seine Wirkung.

Es existieren zwei Bearbeitungen des Stückes. Ein Unbekannter machte daraus mit rationalistischen „Ver-

besserungen" und entsprechender Lokalisierung — für den Berliner Platz, würden gewisse heutige Autoren sagen — eine Posse. „Die zudringlichen Freier oder Hat man nicht Not mit Euch Mädchen?" (1797). Der Bearbeiter — ein Schauspieler vermutlich — betont in nicht ungeschickter Weise die dramatischen Momente etwas mehr, raubt aber dem Thema jede Grazie, jeden Funken von Poesie, macht es hoffnungslos platt und stellenweise lasziv.

Der Wiener Joachim Perinet, der quellende Urkraft mit Epigonentum in eigentümlicher Weise verbindet, arbeitete die „Schwester von Prag" ebenso wie die anderen Stücke Hafners in seinem Sinn um. In der gefälligen Form eines Singspieles, begleitet von den einschmeichelnden Melodien Wenzel Müllers eroberte das Werk alle deutschen Bühnen. Als dies geschah, lag Hafner schon dreißig Jahre im Grabe. —

Das erste zu des Dichters Lebzeiten aufgeführte Bühnenstück war: „Ein neues Zauberlustspiel betitelt: Mägera die förchterliche Hexe oder das bezauberte Schloß des Herrn von Einhorn."

Leander, ein junger Edelmann, liebt Angela, des Odoardo von Einhorn, eines, „von seinen Mitteln lebenden, einstmals gewesten Kaufmannes" Tochter. Vergeblich sucht sein Diener Hanswurst ihm diese Liebe auszureden. Aber gegen die Leidenschaft vermag man nichts, was auch Hanswurst einsieht und folgende Sentenz darüber äußert: „Es ist nimmer möglich, daß man die Liebe los wird, wenn man sich einmal mit ihr verträulich gemacht hat, ein verliebter Mensch

ist wie feines Papier, wo eine Sau darauf kömmt, man mag radiren, wie man will, so kann mans doch nicht völlig wieder herausbringen; und wanns nicht gar durchreist, so kann mans doch kennen, daß eine Sau darauf gewesen ist." Leander entschließt sich, um Angela schriftlich bei Odoardo anzuhalten. Als Hanswurst angemeldet wird, meint Einhorn zuerst, es wäre vielleicht jemand, der sich bei ihm einladen will und den er nicht abschaffen kann, weswegen er seinem Hausknecht Riepel vorsichtige Verhaltungsmaßregeln gibt: „. . . wenn also, wer immer bey mir speisen sollte, so verrichte das, was ich dir itzt sage: ich will, daß du immer bey der Tafel seyest, du wirst die Gläser rein ausschwenken, und zu trinken bringen, aber nur wenn die Gäste recht durstig sind, und nicht, wie ihr groben Leute sonst gewohnet seydt, daß ihr die Gäste fast zum Trinken zwinget, da ihr immer mit der Datze und vollen Gläsern hinter ihnen steht, und sie zum Trinken anreitzt, da sie sonst noch keinen Gedanken dazu hätten, warte bis sie es wenigstens sechsmal von dir begehren und alsdann vergiß nicht, daß du allzeit viel Wasser mitbringst, damit der Wein denen Gästen nicht schade; ich trinke lauter starke Weine und thue es nicht aus Kargheit, sondern nur, daß die, so bei mir speisen, nicht krank werden, und fein nüchtern bleiben, gieb auch acht, daß mir niemand einen Silberlöffel einstecke; ich habe keinen Verdacht auf die Leute, aber wer kann einem jeden ins Herz sehen, Silber blendet und es könnte auch etwas solches in Gedanken geschehen; hast du mich verstanden?" Unmittelbar nachdem Odoardo den Brief gelesen hat, kommt Leander,

um selbst die Antwort zu holen. Er wird abgewiesen, droht verzweifelt, Selbstmord zu begehen und als Geist dann Rache zu nehmen, was auf Odoardo nicht allzugroßen Eindruck macht; denn er rechnet sich vor, daß der andere Freier, für den er ein besonderes Faible hat, nicht nur kein Heiratsgut verlangt, sondern überdies tausend Dukaten zu zahlen gewillt ist. Angela beklagt sehr ihres Vaters Beschluß und desgleichen Colombine, die natürlich den Hanswurst liebt. Den Herrn von Anselmo, das ist der andere Freier, behandelt sie recht übel. Als Leander im Walde Selbstmord begehen will — auch Hanswurst soll sterben, ist aber nicht allzusehr entzückt davon — da tritt Megära, die Zauberin, helfend auf. Sie unterstützt aus Prinzip alle unglücklich Liebenden, verspricht daher auch Leandern, sich seiner anzunehmen. Sie weist Proben ihrer Macht, wobei auch durch folgende Arie ihre Geister beschworen werden:

„Pluto, Charon, Phlegeton,
Lethe, Stix und Acheron,
Tantalus und Radamas,
Sisiphus und Salverkaß,
Teufel, Furien der Höllen,
Hört mein ernstliches Befehlen,
Seyd zu meinem Wink bereit!"

Das Wort Schlick ziroschurakas wird Megära immer herbeirufen, wenn ihre Hilfe begehrt wird.

Der zweite Akt beginnt damit, daß Einhorn und Anselmo, Angela und Colombine die Leichen der vermeintlichen Selbstmörder besichtigen wollen. Es steckt natürlich eine Finte dahinter, die durch den als Leichenbitter verkleideten Hanswurst eingeleitet wurde. Mit

Megäras Hilfe wollten die beiden ihre respektiven Geliebten entführen. Der Plan glückt nicht ganz und Odoardo glaubt, er habe Leander und Hanswurst, als sie auf einer Wolkenmaschine dahergefahren kamen, getötet; aber es waren nur ihre Scheinbilder. Riepel gerät etwas später mit Megära in Streit und wird dadurch bestraft, daß er eine gewisse Zeit nichts anderes als „Schmecks" sagen kann, was ihm mancherlei Prügel von seinem Herrn einträgt. Mit Unterstützung der Megära entführen Leander und Hanswurst ihre Geliebten. Hanswurst trat dabei als Bäcker auf und sang die schöne Arie:

„Ein Böck ist halt ein ganzer Mann!
Nicht weil ers Brod nur backen kann,
Nicht weil er selbst den Taig macht an,
Und Salz und Schmalz, und Kimm thut dran,
Denn das machts noch nicht aus!
Bey ein recht galanten Böcken,
Giebts a Kipfel, Semmerl, Wecken,
Bretzen, Schöberl, und zur Noth
Beigel, und französisch Brod;
Alls das gnug für jedes Haus:
Und ein Böck muß sich brav plagen,
'S Brod in Kreinzen umertragen,
Wenn er gleich die ganze Nacht
Taig abknödelt, schiebt und bacht;
Er muß auch in Aengsten stehen,
Thut nur das Geringste gschehen,
Wird sein Beutel noch brav grupft,
Oder er ins Wasser gschupft;
Es sieht ams ja kein Mensch nicht an,
Ein Böck ist halt ein ganzer Mann!"

Wutschnaubend zieht Odoardo, begleitet von Anselmo und Riepel aus, seine Tochter wieder einzufangen,

doch sie werden von den zauberkräftigen Schützlingen der Megära verjagt.

Zu Beginn des dritten Aktes beraten Odoardo, Anselmo, Riepel, der Richter und der Schulmeister des Dorfes einen Feldzug gegen Megära. In diesem Generalstab zeichnet sich besonders der Pädagoge aus: er ist sehr aufgeklärt und spricht kostbaren Aufkläricht: „Gnädiger Herr! ponomus caseum, daß auch würklich ein Theil von dem Landgut unsicher seyn sollt, wie zwar Bauern und andere Leute davon resigniren, so ist der Leuten ihre Einmargination und Einbildung selbst oft daran Ursach, sie glauben was zu sehen, oder zu hören, und ob es schon eine pure Function ist, so erzehlen sie es doch weiter, und das macht nachher eine ganze Convulsion im Ort." Während die Helden sich zur Expedition rüsten, stellt Megära eine Liebesprobe an. Sie verwandelt sich in den Grafen Ganßbiegel, Leander ist dessen Kammerdiener und Hanswurst ein Heiduck. Einhorn, von den unermeßlichen Reichtümern des angeblichen Grafen entzückt, will ihm gerne die Hand seiner Tochter zusagen. Angela, geblendet von dem persönlichen Charme des Ganßbiegel, scheint Leander untreu werden zu wollen. (Colombine hat natürlich ein Auge auf den Heiducken geworfen.) Die Szene ändert sich sodann: das alte, verfallene Schloß, in dem Megära sich befinden soll, wird gestürmt; der Erfolg ist, daß „Odoardo und Anselmo hangen einer rechts, der andere linker Hand, und Riepel in der Mitte, in der Luft auf einer Wolkenmaschine, als Hängleuchter, wo sie an jedem Arm und an jedem Fuß, auch auf dem Kopf ein Licht

haben, . . . " Nun sagt sich Leander, der auch mit einem Male da ist, von der treulosen Geliebten in großartigen Alexandrinern los, Hanswurst tut Colombinen gegenüber das gleiche. Odoardo, Anselmo und Riepel müssen aber noch vierzehn Tage hangen. Große Klage. Nur Riepel ist ganz zufrieden damit unter der Voraussetzung

„Gebt mir nur Bratel, Wein, Toback und Hornerbier,
So henk ich, wenn ihr wollt, so lang ich lebe hier."

Diese Dichtung — hier darf man wohl bereits diesen Ausdruck verwenden — wächst in ihren tiefsten Wurzeln unzweifelhaft aus dem Barock. Das Jesuitendrama, das es verstand, Dogma und Transzendenz in Bühnenwirksamkeit umzusetzen, das Gesamtkunstwerk der barocken Oper, die blutüberströmte Pracht schwer und gewaltig einherschreitender Haupt- und Staatsaktionen, die reiche Tradition der Wiener Volksbühne, all das, was an Theaterwesen im Laufe der Zeit in der Hauptstadt des Reiches zusammengeflossen war, hatte zu Hafners Stück Pate gestanden.

Doch auch moderne Elemente finden sich: Einheit der Zeit ist gewahrt, die des Ortes bis zu einem gewissen Grade, ebenso die der Handlung.

Auch von Gherardi und Molière ist manches herübergeholt.

Jenseits aller bereits vorhandenen Typik steht die Gestalt des Schulmeisters: ein Beweis für die schöpferische Kraft Hafners und für sein, durch die Tradition noch allzusehr gebundenes Vermögen zu plastischer Gestaltung.

Der Erfolg der Komödie — ein Zeitgenosse spricht

vom Gedränge der Zuschauer und „unzähligemaligen" Vorstellungen — konnte nur in dem anscheinend noch ungebrochenen Barockempfinden des Volkes wurzeln, das aus dem Mythos herauslebte und diesen, wenn auch in grotesker Übertreibung und Optik, auf der Bühne wiedererkannte. Wie stark der Blick des Autors für das barock Bildhafte war, zeigt die Schlußszene, in der Handlung, Architektur und Musik — die die Verbündeten des Odoardo von Einhorn besorgen müssen — zur Einheit zusammenfließen. Dies war mehr als Ausstattungseffekt, mehr als der wirkungsvolle Kunstgriff eines wissenden Bühnenautors, das war die vielleicht letzte machtvolle Manifestierung barocken Geistes auf der Schauspielbühne.

Die Wirkung der „Megära" blieb nicht nur auf dem Gebiete deutscher Zunge beschränkt — namentlich in der Perinetschen Fassung —, sondern erstreckte ihre Wirkungen bis nach Böhmen und Ungarn. Die Dilettanten der kaiserlichen Familie führten sie — im engsten Kreise natürlich — gerne auf. Auch öffentliche Vorstellungen wurden auf allerhöchsten Befehl hin veranstaltet.

Die Fortsetzung trägt den Titel: „Der fürchterlichen Megära zweyter Teil; unter dem Titel: die in eine dauerhafte Freundschaft sich verwandelnde Rache."

Angela und Colombine bereuen tief ihre Untreue und wollen Selbstmord begehen, da taucht der Zauberer Orkamiastes auf, der den beiden Damen und Odoardo seine mächtige Hilfe verspricht, denn er ist der geschworene Feind der Megära und seine Macht beweist er u. a. durch folgenden Zauberspruch:

„Gikes, Gakes, Hudri, Wudri!
Dippel Dappel, und Schmerkappel!
Kauli, Cardi, Rokampoll!
Flachs, spanisch Wachs, ein Boding voll!
Fünfzigtausend Hühneraugen!
Eßig, Kren und Buchenlaugen!
Seyd bereit und macht,
Daß es nicht viel kracht."

Orkamiastes befreit die in so unangenehmer Lage sich Befindlichen, obwohl ihre Strafzeit noch nicht abgelaufen ist. Odoardo zeigt unendliche Dankbarkeit, denn er sagt zum Zauberer: „Fordert von mir, was ihr wollt (bey Seite), aber nur kein Geld;" dem Riepel aber geht es ganz gut und es fehlt ihm nichts anderes „als Wein, Brod und ein Paar geselchter Würstel". Es wird ihm der Auftrag gegeben, einen Arzt zu holen, da fühlt er sich und gibt seinen Empfindungen Ausdruck in einer schönen Aria:

„Ein Hausknecht ist kein kleine Sach, er hat die Sorg vom Haus;
Wann er den Hof nicht sauber halt, wer putzt ihn sonsten aus?
Wer sperrt das Haus, wenn ers nit thut?
Verwahrt des Hausherren Hab und Gut?
Und ohne, daß ich mich flautir
Ein Hausknecht ist ein großes Thier.
Und das braucht gar kein Gspaß.

*

Ein Hausknecht ist die Wacht vom Haus; was wurd sonst sicher seyn!
In Liebs Amuren braucht man ihn, und das tragt ihm was ein.

Er tragt das Holz, zündt Lampen an;
Schauts, was ein Hausknecht alles kann!
Veracht ihn wer nur immer will,
Ein Hausknecht ist mein Seel recht viel.
Und das braucht gar kein Spas. —

Der Liebesschmerz Leanders ist noch immer sehr groß, und auf die Vorschläge des Hanswurst läßt er sich nicht ein, obwohl dieser in verlockender Weise proponiert, durch Geschenke ein Mädel zu gewinnen, die etwa so beschaffen sein könnten: „Ein Waderl (kleiner Fächer), ein par gestickte Schuh, ein altes Nachthemd zu Tazeln, ein par Fußsäckl alla Grek, und ein seidenes Tüchel, in das ich mich nicht einmal vorher geschneitzt hab; das ist kein Bagatel." — Der Doktor aber, der, von Riepel geführt, zu Einhorn kommt, ist ein Geschöpf der Megära, die nun Gelegenheit hat, sich für die vorzeitige Befreiung ihrer Gegner zu rächen. Riepel ging nämlich zu einem anderen Arzt als ihm befohlen ward, nachdem er bei dem ersten so heftig ans Fenster gepocht hatte, daß die Scheiben ins Zimmer fielen, er war doch nicht zu Hause.

Der Doktor hält Odoardo sehr zum Narren. Aber es kommt noch ärger. Megära tritt als Colombine verkleidet auf, Leander als Riepel. Diese und später Hanswurst (als Köchin Mariandel) bereiten dem Alten eine sehr unangenehme Mahlzeit. Schließlich wird er und Riepel durch Megärens Zaubergewalt in einen Kerker eingesperrt, aus dem sie Orkamiastes befreit.

Im zweiten und dritten Akt geht der Kampf der feindlichen Parteien lustig weiter, bis endlich eine

allgemeine Aussöhnung (aber keine Eheschließung) erfolgt und sich alles in Wohlgefallen auflöst. Megära wird nun im Verein mit Orkamiastes — beider Zauberkünste werden nicht mehr lange dauern — die Welt unsicher machen — bis auf weiteres.

Daß nicht die übliche Heirat und Vereinigung der getrennten Liebenden am Schlusse des Stückes erfolgt, zeigt, wie wenig Hafner gewillt ist, sich ganz den Mächten der Tradition auszuliefern und daß er seine Absicht auch der stärksten Konvenienz gegenüber durchsetzte. Schon jetzt zeigt sich seine Abneigung gegen Heiraten als das Ergebnis eines Stückes: man wird noch öfters Gelegenheit haben, dies zu bemerken.

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Fortsetzung das Schicksal der meisten Fortsetzungen teilt, daß sie recht schwach ist. Die Motive des ersten Teiles sind wiederholt und übertrieben, die ständige Variierung des Gleichen ermüdet, die Handlung schleppt sich nur mühsam weiter; man sehnt das Ende, geplagt wie Odoardo, herbei.

Daß Hafner hie und da den Zauberspuk selbst parodiert, beruht auf zwei Gründen: auf seiner künstlerischen Einsicht, die ihm ein Ernstnehmen des gehäuften Zauberunfuges verbot; und auf der Neigung des bayrisch-österreichischen Stammes zur Parodie, die stets mit seiner Freude am Wunder vereint war.

Am besten gelang dem Dichter die Gestalt des Nigewitz, glatt und aus einem Guß, wenn man diesen Ausdruck für den ungehobelten Kerl verwenden darf. Mit dieser Gestalt bricht Hafner bereits vollkommen zur Charakterfigur durch, überwindet er die vorhan-

denen Typen, deren Schematik allerdings oft im Einzelfall durch realistische Züge gemildert ist.

Der Dialog beruht in auffallender Weise auf fremdem Vorbild. Ohne Kenntnis der Werke des großen dänischen Dramatikers Ludvig Holberg, des einzigen Skandinaviers übrigens, der, wenn man von dem weniger bedeutenden Oehlenschläger absieht, vor Ibsen auf das deutsche Theater Einfluß hatte, wäre das Stück kaum zustande gekommen. Einzelne wirkungsvolle Szenen, so der Arztauftritt mit der Diätkontroverse und Odoardos Philippika gegen den Kaffee sind einfach aus einer Holbergschen Komödie herübergenommen; das einzige, was Hafner dabei tat, war, daß er (wirkungsvoll) kürzte. Auch sonst sind noch viele Abhängigkeiten von Holberg und weiters von Molière nachweisbar. Grund war offenbar, daß Hafner sich bemühte, der Dialogtechnik Herr zu werden, etwas, das ihm, der aus der Tradition der Stegreifbühne kam, bisher mangelte. Seine bisherigen Dialoge sind nur als Erweiterungen dessen zu werten, was der Verfasser dem Schauspieler im Canevas notgedrungener Weise mitteilen mußte. Andererseits zeigt sich, wie Hafners Kunst, die, getreu den barocken Traditionen, bisher unliterarisches Theater gewesen war, wenigstens bis zu einem gewissen Grade Literatur wird. Hier stößt Literatur- und unliterarisches Barocktheater noch sehr unvermittelt zusammen. Später glückte Hafner die Synthese; daß er sie vollzogen hat, ohne daß einer der beiden Faktoren zu kurz kam, ist sein ungeheures Verdienst. Dadurch wurde die Blüte des Wiener Volksstückes und ihre Glanz-

punkte, Raimund und Nestroy, ermöglicht; dies war vielleicht die Voraussetzung von Grillparzers Werk.

Nur eine Aufführung von „Megära II" ist bekannt. Trotzdem des Autors Name damals bereits Klang und Ruf besaß, war der 23. August 1766 nicht erfolgreich.

Ob Hafner die Fortsetzung schrieb, um den Erfolg der „Megära I" auszunützen oder weil er mit der vorhergehenden Arbeit nicht zufrieden war, wissen wir nicht. Doch die künstlerische Problematik des Opus läßt das letztere vermuten.

Die Anziehungskraft dieser mißglückten Komödie — oder war es ein letzter Reflex des erfolgreichen ersten Teiles? — reichte übrigens aus, einen Unbekannten zu veranlassen, eine dritte Fortsetzung zu schreiben: „Megärens dritter Theil oder Eines bricht's Flaschl — das andere 's Glasl." (1795.) In der Hauptsache ebenfalls eine Maschinenkomödie mit der endlichen, langverzögerten Vereinigung der Liebenden. —

In Hafners Nachlaß fand sich ein dreiaktiges Lustspiel „Der Furchtsame", über dessen Entstehung Daten nicht bekannt sind. Man kann aber annehmen, daß das Stück unmittelbar nach „Megära II" entstand. Zu dieser Annahme berechtigen mehrere Umstände.

1. Die Abhängigkeit Hafners von Holberg ist noch ziemlich stark. Es werden zwar nicht mehr Szenenteile ohne weiteres herübergenommen, doch die Beeinflussung durch die Holbergschen Komödien „Die Irrtümer" und „Die Reise nach der Quelle" ist unverkennbar.

2. Die Technik der Handlungsführung ist noch recht unausgeglichen; zwei Szenen sind sehr unglaubwürdig, illusionszerstörend; die Auflösung des Handlungsknotens wirkt im bösen Sinn überraschend und unangenehm.

3. Der erste Herausgeber der Werke Hafners, Josef Sonnleithner, stellt wohl nicht ohne Grund den „Furchtsamen" gleich hinter die „Megära II".

Die Meinung des kritischen und gebildeten Mannes, der beinahe noch ein Zeitgenosse Hafners war, ist zu beachten. —

Der Hauptmann Valere hat sich in des Herrn von Hasenkopf Tochter Henriette verliebt, aber der Alte hat sie einem andern zugedacht. Vergeblich bemüht sich sein Diener, der Fourierschütz Hanswurst, den sehr schwerhörigen Hausmeister zu bewegen, einen wichtigen Brief der Henriette zu übergeben. Valere vertraut das Schreiben einem Friseur an, der eben ins Haus ging, da der Haarkünstler, getreu den Traditionen seines Metiers, gegen ein entsprechendes Trinkgeld bereit ist, den Brief zur Adressatin zu bringen. Aber er hat bereits von Alcantor, dem Vater des Valere, der Gründe hat, eine Ehe zwischen seinem Sohn und Henriette zu verhindern, Bakschisch bekommen; daher bestellt er den Brief nicht, beschließt aber nach schwerem Seelenkampf, auf jeden Fall weiter von beiden Parteien Geld zu nehmen, das er für seine Lebemannsgewohnheiten sehr notwendig braucht. Herr von Hasenkopf, der sehr von Gespensterfurcht und seiner Meinung nach von Gespenstern geplagt wird, hat eine üble Nacht verbracht, obwohl seine Tochter, wie schon oft,

die ganze Zeit über bei ihm gewacht hatte; auch sonst hatte sie viel Unangenehmes auszustehen. Herr von Heinzenfeld, hoher Beamter und Jurist, Freier um Henriette, kommt, um sich nach dem Befinden des Schwiegerpapas in spe zu erkundigen. Er stellt sich zum Gaudium der Zuschauer und Leser auf folgende geistreiche Weise vor: „Herr von Hasenkopf! Nachdem Sie mir permissionaliter oder erlaubnißweise zugestanden, Ihnen personaliter oder persönlicherweise aufzuwarten, so untersteh ich mich obedientialiter oder gehorsamerweise zu erscheinen, und Sie interrogaliter oder fragweise anzugehen, was Sie zu befehlen haben?“ Es erscheint auch Alcantor, ein alter Freund des Hasenkopf, um den letzterer wegen nächtlichen Hundegeheuls sehr besorgt ist. Vergeblich bemüht sich Alcantor, seinem Freunde die Gespensterfurcht auszureden und bricht endlich verärgert in folgende drastische Äußerung aus, indem er in die Tasche greift: „Herr Bruder, hier hast Du einen Gulden, lauf geschwind, und lasse Dir auf meine Unkösten zur Ader; denn dein Paroxismus fängt an auf das Höchste zu steigen: vielleicht daß die Abzapfung einiger Pfunde deines närrischen Geblütes Dich noch zu rechte bringt.“ — Alcantorn wird vom Friseur der Brief seines Sohnes an Henriette übergeben, wodurch er erfährt, daß Valere, der zum Regiment zurückkehren muß, in dieser Nacht, unter Benützung von Hasenkopfs Gespensterfurcht, Henriettens Entführung beabsichtigt; diesen Plan will Alcantor verhindern.

Im zweiten Akte ist er bereits rüstig am Werke. Mit verstellter Hand schreibt er an Henriette einen

beleidigenden Brief, den er mit seines Sohnes Namen unterzeichnet. Während Hanswurst der Dienerin Henriettens ein neues Schreiben Valeres übergeben will, vertauscht Alcantor die Briefe. Dafür bekommt Hanswurst von der Lisette, die als Vertraute ihrer Herrin den Brief liest, eine schöne Ohrfeige, die er, allen Possentraditionen entsprechend, sorgsam aufhebt und an seinen Herrn weitergibt. Valere eilt, den Irrtum aufzuklären und Henriette, die außer sich ist, zurückzugewinnen, was gelingt. Der Plan zur Flucht wird erörtert. Indessen hat Hanswurst mit dem treulosen Friseur einen großartigen Auftritt, der bald alle Pläne umgeworfen hätte.

Dritter Akt. Die kritische Nacht ist hereingebrochen. Alcantor begibt sich in Hasenkopfs Haus, um für alle Fälle anwesend zu sein. Hasenkopf trifft tiefdurchdachte Anstalten, unter Benützung der Ratschläge von Milchweibern und ähnlichen Autoritäten, um sich vor den Gespenstern zu schützen. Der Hausmeister, der ziemlich betrunken ist, soll wachen. Er vollführt diesen Auftrag in ausgezeichneter Weise: („... nimmt einen Sessel, stellet solchen unweit des Hasenkopfes Bett, legt die zwey Besen neben sich auf die Erde, stellt die Laterne darneben, nimmt seine Schlafhaube aus der Tasche und setzt sich.) Jetzt will ich anfangen zu wachen. (Schlaft.)" Die Nacht — es wachen auch Henriette und Lisette — ist für Hasenkopf sehr unruhig. Zuerst plagen ihn allerlei eingebildete Gespenster, daraus und durch den betrunkenen Hausmeister ergeben sich verschiedene Zwischenfälle; fürchterlich wirkt aber auf Hasenkopf das Erscheinen des Valere und Hanswurstens, die als Gespenster verkleidet sind. Nur durch

Alcantors Vorsicht wird die Entführung vereitelt. Als er sieht, daß die Liebe des Paares nicht anders zu hemmen ist, erklärt er sein Verhalten; Henriette ist die Schwester Valeres. Alcantor hat seinerzeit aus Mitleid mit Hasenkopf dessen gestorbene Tochter mit der seinen vertauscht. Dadurch ist nun Hasenkopf von seiner Geisterseherei geheilt. Der Hausmeister, der sich bei Gelegenheit in Hasenkopfs Bett legte — vorher versuchte er in seinem Rausch sich auf Hasenkopf selbst zu legen — wacht auf, nachdem alles vorüber ist und seine Worte beenden nicht ohne Grazie dieses Lustspiel: „Was Plunder, ist kein Mensch mehr hier? Sind sie alle fortgelaufen, und haben mich alleine liegen lassen? Oder sind sie alle von Geistern zerrissen worden? Da muß ich gleich nachsehen. — — Aber ich hab unvergleichlich geschlafen, und noch dazu einen recht wunderlichen Traum gehabt. Mir traumte, daß ich in der Komödie agiret, zuletzt, wie sie auf folgenden Tag verkünden, selbst verkündet und gesagt hätte: Es wird ꝛc. ꝛc.

NB. Hier meldet er das nächstkünftige Schauspiel, und die Decke fällt zu."

Das künstlerische Plus gegenüber der „Megära" ist bedeutend. Hafner hat hier bereits eine ganze Reihe von Gestalten geschaffen, die jenseits aller Typenhaftigkeit stehen: den Hasenkopf, den Herrn von Heinzendorf, den Friseur und vor allem jenen unvergleichlichen Hausmeister, dem man noch heute auf der Straße begegnen könnte, unter dessen Schutz und Schirm am Ende das Haus, in dem man wohnt, steht. Josef Sonnleithner urteilt über diese Gestalt: „Ich sag' es ohne Bedenken, weder Plautus noch

Molière, noch Holberg haben irgendeinen komischen Charakter wahrer aufgefaßt, und lebendiger dargestellt."

Der Gang der Handlung gibt reichlich zu Bedenken Anlaß; aber jede einzelne Szene ist von größtem künstlerischen Werte, ist lebenssprühend und von jenem großen, tiefen Humor erfüllt, der nur noch bei Shakespeare und Holberg zu finden ist. Es kann kein Zweifel sein, daß sich Hafners Talent an Holberg geschult hat und ihm vielleicht seine überraschend schnelle Entwicklung verdankt.

Es liegt hier ein ganz echtes Lustspiel vor, das, wie es bei allen wirklich dichterisch empfundenen und durchgeführten Lustspielen germanischen Ursprungs der Fall ist, nahe Verwandtschaft mit der Tragödie hat. Es gibt ein paar Szenen, jene, da Hasenkopfs wahnsinnige Gespensterfurcht gezeigt wird, wo es nur eines Schrittes bedarf und man ist in der Tragödie. Tanz über dem Abgrund!

Hier ist ein Stück Welt, mit der notwendigen künstlerischen Kondensierung dargestellt und überlegen gesehen von einem starken Talent, das lächelnd und doch tief ergriffen seine Erkenntnisse ausspricht. Hier ist das alte Wien, wie es leibt und lebt und liebt, wie es lacht und weint, wie es leidet und betrügt.

Selbst der gescheite Herr von Sonnenfels, der rationalistische Kritiker in Wien, der Hafner nicht sehr liebte — wie alles nicht, was urwüchsig war, aus Tradition und Mythos schöpferisch entstand und seinen rabulistisch-aufklärerischen Kategorien sich nicht fügen wollte, muß es eingestehen; gnädig setzt er noch hinzu (denn Hafner war nicht lange zuvor gestorben): „man hat beynahe seinen (Hafners) Verlust bedauert".

Die Erstaufführung fand am ersten September 1764 statt und wurde zu Hafners größtem Triumphe. Perinet arbeitete das Stück auf seine Manier um und als „Neues Sonntagskind" wurde es, wie Sonnleithner sagt, unzählige Male gegeben, in ganz Deutschland: ein Lied in dieser Bearbeitung wurde mit der Musik Wenzel Müllers sehr populär und lebt noch in unseren Tagen: „Wer niemals einen Rausch gehabt . . ." —

Das nächste Stück Hafners hat eine originelle und merkwürdige Gestalt. Es beginnt mit einem Vorspiel oder richtiger mit einem Rahmen, dessen Titel lautet: „Die dramatische Unterhaltung unter guten Freunden. Ein Lustspiel von einem Aufzug."

Im Hause des Herrn von Gutsmut, „eines ledigen, von seinen Mitteln lebenden jungen Herrn", versammeln sich Bekannte, um eine Art Regiesitzung und Besprechung dramaturgischer Fragen abzuhalten, die nicht allzu kurzweilig ist. Manches Thema wird gestreift, das Hafner polemisch behandelt hatte. Es werden auch ex abrupto Dramenfragmente dargestellt, Parodien auf Alexandrinerstücke, wohl nicht ohne Beziehung auf Arbeiten der Konkurrenten Hafners im Bereiche der Volksbühne. Die Gesellschaft beschließt endlich ein Stück zu agieren, vorher will man noch ein Souper zu sich nehmen.

Es beginnt: „Der beschäftigte Hausregent oder Das in einen unvermutheten Todfall verkehrte Beylager der Fräule Fanille von zwo Abhandlungen."

Der Hausregent, der zur Hochzeit des Grafen Holler-

blüh mit dem Fräulein Fanille alles auf das prächtigste herrichten soll, ist ein sehr geplagter Mann, da alle möglichen und unmöglichen Leute zu ihm kommen und ihn mit ihren Anliegen belästigen. Schon zeitig am Morgen hat er Ärger mit seinem Diener Mathies, der natürlich viel zu spät aufgestanden ist. Dann kommt der Herr Haspel, ein sehr dummer und sehr eingebildeter junger Mann, der eine Rekommandation hat und als Sekretär angestellt werden möchte. Auf die Frage des Hausregenten, ob er überhaupt lesen könnte, antwortet er: „Ey freilich! galant dazu, bey meinen Vettern zu Haus hab ich allezeit die meisten Weingärten abgelösen." Die Leseübung, die sodann mit ihm angestellt wird, verläuft in extenso auf folgende Weise: „Hoch — Esel — Gefrorner — im Sommer Hochgeehrtester Herr! Ich hätte schon längst gewischt an Sie zu speien, weil ich aber beständig krank gewesen, so bin ich hieran verhindert worden. Ich mag keine Zwiebel essen, daß Sie recht gesund sind und was mich betrifft, so bin ich nunmehro voll Wanzen, Läuß, Fisch und Hund. Mir ist es nur leid, daß ich nicht bey Ihnen seyn kann, um Ihnen meine Freundschaft noch beim Lebzelten und beym Bier im Schmauß zu bezeigen. Neuigkeiten gibt es folgende. Gestern hat mein Herr Graf durch einen reitenden Todten erfahren, daß auf seinem Hut ein Feuer in der Saulederey entstanden, wodurch bis drey Nulle Häuser abgebronnen. Mit Erstaunen hab ich durch eine Stofade vernommen, das der Monsi-e-ur Franço-is, gewester Rokolor die Amtsgelder angegriffen, weßwegen er auf Befehl der Obrigkeit alsogleich castrirt worden. Meine Schwester ist itzt zu Preßburg, und lo-girt

allda auf dem Zuckerkandel." Nach dem Herauswurf des Haspel kommt Fräulein Fanille und hält den armen Hausregenten von der Arbeit auf, dann kommen zwei postensuchende Kammerjungfern, ein unmöglicher Koch und endlich der Graf selber. Als sich der Hausregent auf kurze Zeit entfernt, wird ein Poet angemeldet, den der Graf, den Hausregenten spielend, empfängt. Der Poet bietet ein Epitaphium, soll heißen Epithalamium, an, das folgenderweise beginnt: „Hochwohlgeborner Bräutigam — erlaub mir, deinen großen Nam — nach Würde zu erheben, — und da ich dich durch Reime grüß, so sag ich dir: du bist so süß wie Feigen und Ziweben — die Hoch und Wohlgeborne Braut — scheint mir ein rechte gute Haut — sie thut wie Sterne glanzen — der Götter Hand dieß liebe Paar — vor allem Unglück stets bewahr, vor Hungersnoth und Wanzen. —" Der Graf belustigt sich noch eine Weile an diesen „Dichtungen", ehe er ihn hinausweist; der Poete stößt eben mit dem Kutscher des Mietwagens zusammen, der seinen Fahrlohn fordert, aber sich schließlich mit einem Gedicht auf sein „Mensch" begnügt.

Zu Beginn des zweiten Aktes erscheint ein alter Opernsänger mit seiner Frau und wird dank seiner in italienisch-sächsischer Sprache vorgeführten Kunstproben als Sänger beim Hochzeitsfest engagiert. Während eines Streites mit einer abgewiesenen Kammerjungfer stürzt der Friseur herein und erzählt nach unendlichem Hin und Her, was mit Fräulein Fanille geschehen ist: „Gleich werd ichs erzählen, ihr Gnaden nur kurz zu melden; so sitzt sie just bey der Toilette, und ich will ihr just die Pomeranzen-Krauß machen,

ich fang an die Haare zu trapliren — auf der Seite seynd alte Pantufel gestanden — ihr Hund, der Jolie hat just ein Fleisch gefreßen — und beym Haus sitzt ein Milchweib — da haben sie gegen über ein Holz gekriegt — drauf nieste die Mademoiselle, so sag ich, zur Gesundheit — so hat just die Uhr ein Stückel geschlagen — drauf greif ich in Sack, nahm meine Dose heraus, klopf auf den Deckel, mach ihn auf, und schnupf einen Taback — — — — —. Die Hauptsache fangt just beym Taback an, ich schnupfe kaum, so sagt die Fräule Braut, die erst gesungen und gelacht hat, auf einmal: mir wird todten übel, und sinkt vom Sessel mir in die Arm, die Mademoiselle, wie sie das sieht, läuft davon, um Lärm zu machen, ich denk mir, die Fräule möcht in meinem Arm nicht gut liegen, ich laß sie aus, so fällt sie auf die Erd, und hat einen solchen Schlag gethan, daß der Erdboden gezittert hat." Als der Graf dies erfährt, bekommt er einen Tobsuchtsanfall und fällt in Ohnmacht, der Regent tut das gleiche und Mathies — „ich soll in keine Ohnmacht fallen? das wär mir lebenslang eine Schande!" — muß ihm nachfolgen.

Nun schließt sich der Rahmen mit einem kleinen kritischen Exkurs über die eben stattgefundene Komödie. —

Manches erklärt bei dieser eigentümlichen Arbeit, daß sie wohl nicht für die öffentliche Bühne, sondern für eine Privataufführung bestimmt war; vielleicht war sie, wie der mißlungene Rahmen vermuten läßt, auf Bestellung geschrieben. Es sollte wohl die plötzliche Auferstehung der Toten irgendeines Trauerstückes, die sich nach Schluß dankbar für den Applaus verneigen,

verspottet werden. Eine geistreiche und originelle Idee. Die Mittel, mit denen dies bewirkt wird, sind sehr merkwürdig. Es scheint, als ob der Verfasser sozusagen prinzipiell mit einem Todesfall Heiterkeit erregen wollte. Er macht es wie Kinder, die oft bei den ernstesten Nachrichten lachen. Hafner ist mit diesem Humor — wenn man hier das Wort gebrauchen darf — in der deutschen Literatur nicht ganz einsam; man kann neben ihm noch Achim von Arnim und Frank Wedekind nennen.

Obwohl dieses Lustspiel als Ganzes gegenüber dem vorhergehenden zurücksteht, so bedeutet es in vielen Dingen einen wesentlichen Fortschritt. Hafner hat sich bereits von aller überlieferten Typik losgemacht, füllt das ganze Stück mit selbstgeschaffenen Gestalten; viele gelingen ihm ganz ausgezeichnet: der Hausregent, der auf Protektion bauende Haspel, der Lumpenpoet, der Fiaker und der Opernsänger.

Wie sehr man die Gestalten als typisch und aus dem Leben gegriffen empfand, möge Sonnleithner bezeugen: „Der Herr Haspel ist ebenfalls Caricatur, aber doch weniger, als man vermuthen sollte. Noch jetzt giebt es Menschen, die nicht nur Anspruch auf Anstellung machen, sondern wirklich Aemter bekleiden, die vielleicht geläufig lesen, aber nicht richtig schreiben, die schlechterdings nichts gelernt haben, nicht willens sind, etwas zu lernen, und nicht einmahl das Bedürfnis des Unterrichtes fühlen. Wenn ein Theil, leider ein zu großer Theil unsrer jetzigen Jünglinge nichts lernt, als Tabak schmauchen, dem Theater, der Bierschenke und dem Mädchen nachlaufen, so werden wir — und

ich besorge, die Zeit ist nicht zu weit entfernt — erleben, daß Herr Hasperl keine Caricatur mehr ist. Diese Knaben halten sich von allem, was Unterricht und Bildung ist, so rein, daß man, wenn sie ja eine Meinung hätten, glauben sollte, sie meinten: „ad vivendum velut ad natandum is melior, qui onere liberior (Apuleius de Magia)."

Das Lustspiel — oder soll man es vielleicht besser Groteske nennen? — steht in einiger Abhängigkeit von Holberg. Die Gestalt des Hausregenten ist der des Beschäftigten nachempfunden, der sehr viel zu tun zu haben glaubt und von Leuten, die ein Anliegen haben, überrannt wird. Auch sonst finden sich Spuren Holbergschen Geistes im Stücke, ohne daß aber von Nachahmung die Rede sein könnte.

Diese Arbeit ging zwar über die Bühnen, ward aber, wie vorauszusehen, kein großer Erfolg. —

Bei Hafners nächstem Stücke „Die bürgerliche Dame oder die bezämmten Ausschweiffungen eines zügellosen Eheweibes mit Hannswurst und Colombina, zweyen Mustern heutiger Dienstboten", fehlt die sonst übliche Angabe der Gattung. Am Schlusse findet sich der Vermerk: „Ende des Schauspieles." Hafner hatte hier offenbar sehr ernste Ambitionen. Er wollte vielleicht über die Posse hinauskommen. Baum will darin Lessings Einfluß sehen. „Miß Sara Sampson" war einige Wochen zuvor in Wien aufgeführt worden. In Einzelheiten und in manchen Personen — deren Zeichnung nicht allzusehr gelungen ist — äußert sich sicher Lessingscher Geist, nicht gerade zum Vorteile des Stückes. Die messer-

scharfe, nadelspitze Dialektik Lessings, die nur auf Bücherwissen und Logik beruht und durch keine Tradition Tiefe bekommt, war etwas, das sich mit der aus Abgründen des Mythos aufgestiegenen, von einer ganzen Sammlung historischer und künstlerischer Voraussetzungen genährten, durch die eigentümliche dramatische Begabung des Stammes gegebenen Kunst Hafners nicht vertrug. Daher kommt es, daß die Lessing-Nachahmung — von einer solchen darf man wohl sprechen — im übelsten Sinn des Wortes literarisch wirkt. Sonst aber steht das Stück auf einer staunenswerten künstlerischen Höhe. Wohl hatte Hafner noch ein Vorbild, das aber ungleich glücklicher auf ihn wirkte: das war Holberg.

Es ist bekannt, wie sehr der österreichische Charakter dem dänischen ähnlich ist, wie sehr die Atmosphäre Kopenhagens an die Wiens erinnert. Eine Vergleichung Hafners mit Holberg ergibt die gleiche seelische Haltung der Welt gegenüber, den gleichen Rhythmus ihres Empfindungslebens, den gleichen Takt ihres Herzschlages, den gleichen schalkhaft-tiefen Blick in Menschenseelen, das gleiche halb wehmütige, halb spielerische Lächeln über den zweifelhaften Wert der Erdbewohner, dieselbe aristokratische Einstellung der Weltauffassung, die aber nie Hochmut oder Stolz ist.

Man irrt, wenn man bei diesem Stücke noch davon sprechen wollte, das Hafner den Dänen nachahmte. In früheren Stücken des Österreichers, die als Anfänge begreiflicherweise noch unfrei und mindestens stellenweise an Vorbilder gebunden sind (abgesehen von der Macht der Tradition), ist dies noch der Fall gewesen.

Die eigentliche Ursache der Ähnlichkeit liegt jenseits alles Literarischen, ist nahe seelische Verwandtschaft.

Demgegenüber bedeutet es nicht viel, daß sich in dem vorliegenden Stück Motive zweier Holbergscher Lustspiele gekreuzt haben („Honette Ambition" und „Der politische Kannengießer"). —

Im Hause der Frau Redlich, deren Mann in Lyon erkrankt ist, hören wir die Unterhaltung des Hanswurst mit der Colombina, die sich darum dreht, wie Frau Redlichin, von der Manie besessen, eine Adelige spielen zu müssen, das Geld, das ihr ihr Mann schickt, verschleudert und dazu noch Schulden macht. Sie hat einen Zimmerherrn, den Schlaukopf, der ihr dabei tüchtig hilft, doch ihr sonst — wie man vielleicht argwöhnen könnte — nicht näher tritt. Bald zeigt sich, wie es mit der feinen Lebensart der Redlichin steht. Sie beschwert sich, daß die Haarkrauserin nicht kommt und erhält von Colombine die Auskunft, sie wäre schon dreimal dagewesen, aber „Ihro Gnaden" hätten noch geschlafen. Da erzürnt die Redlichin: „Später kommen. Hätte der Rammel nicht ein wenig warten können, bis ich aufgestanden wär? gewiß! die gemeinen Leute brauchen ihre Gelegenheit besser als der Adel, darum sind sie mir auch verhaßter, als die wilden Thiere." Sie erfährt, daß der Konditor ihr Waren nur noch gegen bare Bezahlung liefern will. „Der gemeine Flegel! der sollte sich eine Gnade daraus machen, wenn Damen meines gleichen bey ihm etwas ausborgen wollen." Hanswurst, berichtet Colombine, hat die Nachricht vom Konditor gebracht. „Der Hannswurst ist eben auch ein solcher gemeiner Schliffel, der keine Lebensart

weis; den Kerl kann ich nicht mehr um mich sehen." Colombine bemerkt, er würde gleich gehen, wenn er nur seinen rückständigen Lohn bekäme. „Das hat sie mir nicht zu sagen, Jungfer Trampel, sonst werf ich ihr fünf Finger in das Gesicht; hat sie mich verstanden?" Frau Redlichin fühlt sich aber des Konditors wegen wirklich bedrückt und überlegt daher: „Was werd ich denn also wegen des Zuckerbachers anfangen? Die Gesellschaft muß vor sich gehen, und wenn ihr Hund alle erhungern sollt, ich kann nicht zu Schanden stehen, man muß auf Mittel denken." Colombine sagt, sie wisse kein Mittel. „O du Ochs! Du weist nie was, als fressen und mit schlechten Kerln deines gleichen carasiren; das verstehst du trefflich wohl." Nach diesen artigen Äußerungen versucht Frau Redlich bei Herrn von Schlaukopf, der ihr in der letzten Nacht bei der großen Festivität fünfzig Dukaten abgewonnen hat, eine Anleihe, die der aalglatte schlaue Fuchs natürlich ablehnt. Die Redlichin braucht für die Veranstaltung, die sie abends abhalten will, unbedingt Geld; sie läßt daher fremden Schmuck, der ihr geliehen wurde, verpfänden. Vor einem mahnenden Gläubiger muß sie sich verstecken; dann kommt Herr Hildebert, ein alter Freund ihres Mannes — der aus Lyon bereits zurückgekommen ist, durch Hildebert von dem Treiben seiner Frau gehört hat und sie nun einer letzten entscheidenden Probe aussetzen will — und übergibt ihr nun einen Brief aus Lyon. Doch die Redlichin mag ihn nicht lesen, ehe sie sich nicht vergewissert hat, ob Geld in ihm enthalten ist. Sie interessiert sich nur für jene Schreiben ihres Mannes, in denen sich ein Wechsel

befindet, wie in dem gestrigen. Hildebert liest ihr den Inhalt des Briefes vor und als sie hört, daß ihr Mann in Todesgefahr schwebt, bittet sie Hildebert so nebenbei, ihrem Mann mitzuteilen, es täte ihr dies sehr leid und Redlich möchte sie im Testamente gut bedenken.

Zu Beginn des zweiten Aktes erfährt Redlich dies. Er will seine Frau strafen und zugleich einen Besserungsversuch beginnen. Redlich hat Gelegenheit, zu beobachten, wie die Kavaliere beschaffen sind, die im Hause seiner Frau verkehren, und zu hören, daß die Schulden seiner Gattin bereits öffentlich auf der Straße ausgeschrieen werden; den Hanswurst bringt er auf eine sehr abenteuerliche Weise auf seine Seite. Mit dessen Hilfe wird ein Racheplan konstruiert.

Dritter Akt. Am Abend desselben Tages kommt Redlich und sein Freund ins Haus der Frau; sie verstecken sich in jenem Raum, in dem die Gesellschaft stattfinden soll. Frau Redlich wird mit Hanswursts Hilfe aufgehalten. Die Gäste erscheinen: Baron Bagatelli, ein Falschspieler, Chevalier Miroir, der einzige wirkliche Adelige, aber Spieler aus Leidenschaft, Baron Plumpfsack, ein Wunder an Gefräßigkeit, Herr von Wasserfeind, ein Vertilger aller Weinsorten und endlich Schlaukopf, ein weggejagter Kammerdiener. Als die Gesellschaft vollzählig ist — die Damen wurden durch Hanswurst ausgeladen — hält Redlich ein etwas dürftiges Strafgericht und wirft einen nach dem anderen hinaus, den meisten beweisend, daß ihr Adelstitel nicht waschecht ist. Seiner Frau verzeiht er, doch muß sie sich eine Zeitlang im Kloster aufhalten; die Dienstboten werden gut entlohnt und entlassen.

„Die bürgerliche Dame" ist das erste Stück Hafners, in dem die Hauptfigur vollkommen der Erfindung des Dichters entsprungen ist. Dies bedeutet einen großen Fortschritt. Es wird bereits aufgefallen sein, daß Hafner bisher immer — vielleicht bildet „Der Furchtsame" eine Ausnahme — den Träger der Handlung nach traditionellen Vorbildern gezeichnet hat, gewiß mit vielen selbständigen, lebensvollen Details, doch stets etwas unfrei. Neu ist auch die Erhöhung der Dienstboten zu selbständigen Charakteren, ein Fortschritt, auf den der Dichter selbst im Titel gebührend aufmerksam macht. Nun ist er auch auf einem Gebiete, wo die Tradition am härtesten und am schwersten zu durchbrechen ist, von dem anscheinenden Naturalismus der bestehenden maskenhaften Typen zu wirklichem Realismus durchgedrungen. Merkwürdig schwach sind die sonst dem Autor so glänzend gelingenden Nebenpersonen; die Zeichnung der Kavaliere ist so eindeutig, daß man das Interesse an der Komik — die an sich eine sehr starke ist — ihrer Existenz bald verliert. Unmöglich, langweilig und unangenehm sind die beiden moralischen Gestalten, der Herr Redlich und Hildebert, so wie die langen Spruchbänder, die ihnen immer aus dem Mund heraushängen. Man danke Lessing dafür. Auch die nicht immer zweckmäßige und elegante Szenenfolge steht unter seinem Zeichen.

Die Sittenschilderung macht den Wert des Stückes aus. Nirgends Entrüstung, nirgends Frivolität. Ein glücklicher Mittelweg zwischen beiden Extremen. Holbergscher Geist vertieft und hellt auf, verjagt die trüben staubigen Schatten halbslawischer Herzensenge und schulmeisterlichen Psychologisierens. —

Das „Wienerische Diarium" — jene Zeitung, die Hafners ärgste Feindin war — kritisierte das Stück anerkennend; trotzdem war es den Gottschedianern ein Dorn im Auge. Vielleicht weil sie sich in diesem selbst erkannten. Das Geschmacklose, literatenhaft Gemachte und das wirklich dichterisch Empfundene liegen hier fast ungeschieden nebeneinander. Ein Broschürenkrieg entwickelte sich, eine literarische Katzbalgerei. In der Hafners abschließendes Wort nicht polemisch, sondern eine Dichtung war.

„Neue Bourlesque, bettitelt: Etwas zum Lachen im Fasching: Oder: des Burlins und Hannswursts seltsame Carnevals Zufälle." Burlin und Hanswurst befinden sich in einem fast vollständig ausgeräumten Zimmer, das von einer absterbenden — letzten — Kerze kümmerlich erhellt wird. Es ist zeitlich am Morgen, nach einem Hausball, der sehr animiert verlief. Aber der leichtsinnige Burlin verspielte das eben von seinem Vater erhaltene Geld und die Tafeldecker und sonstigen Personen, die er zu bezahlen gehabt hätte, haben alles mit sich fortgenommen, auch beinahe die ganze Garderobe der beiden, um sich auf diese Weise zu entschädigen. Bei Burlin wechselt die Stimmung zwischen Angst um die Zukunft, Selbstvorwürfen und frohen Erinnerungen an das herrliche Fest. Einige Bruchstücke aus dem großen Monolog mögen charakterisieren: „Itzt steh ich frisch, der Ball hat sein End, die guten Freund seynd weg, die Musik ist aus, die Kerzen seynd verbronnen, der Burlin hat kein Geld im Sack, die Schuldner seynd nicht bezahlt, und die Ehre wird meiner Seits seyn, vielleicht heut

noch im Arrest zu tanzen. — Verdammter Fasching! — Wer hätt sich denken sollen, daß die Sach ein solches End nehmen würde? Ich hab meinen guten Freunden einen Ball gegeben, und all mein Geld darauf gewendt, bis auf zwei Siebzehner, die ich zurück habe halten wollen, um die übrigen Tage meines Lebens mich honett zu ernähren, aber auch die, und noch mehr dazu hat dem Fasching beliebt abzuholen. Siebenzig Personen hab ich eingeladen, und hundert und vierzig seynd gekommen, denn wo es einen Schmauß gibt, vermehren sich die Schmarozer mehr als die Wanzen." „Itzt ist der Tafeldecker nicht bezahlt, kein Kleid auf dem Leib, die guten Freund haben das Maul abgewischt, und seynd fort, und ich kann nach meiner Comodität betteln gehn. — O unbesonnener Mensch, was hast du gethan? — Ich hab von dem ganzen Spaß nichts genoßen, auch von der Tafel ist kein Bissen übrig geblieben, die Leut, der Himmel segn es ihnen, haben wie die Jagdhunde gefressen, und das Uebrige noch mit sich genommen; ich habe selbst gesehen wie einer in einen Sack von einer weiß atlassenen mit Gold gestickten Weste, einen halben Capaun sammt der Mischerlsuppe eingesteckt, und ein anderer einen Pomeranzensalat in den Hut geschütt, und davon getragen." „. . . . aber lustig seynd wir doch gewesen, die Musikanten haben aufgeschnitten, daß es nur eine Freud war, und einen Menuett aus dem Mollkreuzel habens gemacht, der verdient allein, daß man ihm zu Ehren betteln geht." „. . . einen walzerischen habens aufgemacht, auf den will ich mein Lebtag denken." Auch dem Hanswurst ist etwas trüb zu Mute und er hält seinem Herrn

eine Strafpredigt. Obwohl es erst fünf Uhr früh ist, kommt bereits ein Sollizitator, um eine seit langem fällige Schuld einzufordern. Hanswurst kann wegen mangelnder Bekleidung nicht einmal auf die Gasse gehen, um im Caféhaus jemanden aufzusuchen, der vielleicht Geld leiht. Nach langem Hin und Her borgt der Sollizitator seine Kleider. Im Café trifft Hanswurst den Baron Fink, der Burlin beim Hausballe in dieser Nacht eine nicht unbeträchtliche Summe abgewann und überreicht ihm das Billett mit dem Ersuchen um ein Darlehen. Glatte Ablehnung. Doch Hanswurst stiehlt ihm die 70 fl. aus der Tasche. So kann dem Sollizitator das Geld zurückgegeben werden, der aber von Burlin ins Ofenloch eingesperrt worden ist und dem zu guter Letzt die Kleider zerrissen werden. Außerdem übergibt Hanswurst seinem Herrn einen Brief, in dem Nanette, die Burlin liebt, ihn auffordert, hundert Dukaten abzuholen; dem Hanswurst versprach Colombine, Dienerin der Nanette, ein Geschenk.

Im zweiten Akte erscheint Anselmo, des Burlins Vaters, der von dem tollen Treiben seines Sohnes gehört hat und nun nach dem Rechten sehen will, trifft mit Odoardo, dem Vater der Nanette, seinem alten Bekannten zusammen, der Burlin nicht sehr gewogen ist und der ihn über dessen Leben aufklärt, aber auch mit Pantalon, dem Vater der Rosalia, der hoffend auf eine Ehe seiner Tochter mit Burlin (der ja einmal ein reicher Erbe sein soll), das Gegenteil sagt. Burlin und Hanswurst erhalten das versprochene Geld; auch Rosalia und ihre Dienerin-Vertraute verbessern die Finanzlage ihrer Geliebten durch größere

Summen. Doch das Glück dauert nicht lange, denn der Sollizitator erscheint mit der Wache, der ihnen die Kleider samt dem eben erworbenen Geld auf offener Straße abnimmt. Die beiden Helden wenden sich an Pantalon, der sie mit Kleidern versieht, doch ein Tafeldecker läßt durch die Wache sie für eine rückständige Schuld konfiszieren. Wieder Bitte an Pantalon, der nun seine ältesten Sachen etwas widerwillig zusammensucht; außerdem gibt er 50 fl. her. Doch Baron Fink läßt alles pfänden, da er den Diebstahl entdeckt hat. Burlin eilt zur Rosalia, Hanswurst zum Pantalon, wo er einen alten Mantel ohne Wissen des Eigentümers „entlehnt" und begibt sich sodann zu Nanette. Beide erhalten Schmuck von hohem Wert, der natürlich in Geld verwandelt werden soll; man will sich einen fröhlichen Abend machen und dann nach Venedig abreisen.

Der dritte Akt sei als Probe zur Gänze mitgeteilt:

Erster Auftritt.

(Gleich bey der Eröffnung der Cortine sieht man einen Juden, welcher die zwey Schmuck-Kästel trägt, über das Theater laufen; hinter selbem lauft Burlin und nach solchen Hannswurst unter beständigen Ruffen: halts auf! über das Theater. Zum zweyten Mahle lauft der Jud weg, Burlin stolpert und fällt mitten auf das Theater, und Hannswurst, welcher hinter ihm lauft, fällt gleichfalls über selben auf die Erde. Beyde stehen wieder auf.)

Bur. Da haben wir den Teufel! Itzt ist der Jud sammt den Juwelen weg.

Hw. Ja weg? Wer ist daran Schuld als wie Sie? Ist das eine Art zu fallen, wann man wem nachlaufen will? Ich wollte ihn schon erwischt haben, aber so, weil Sie vor mir waren, hab ich nothwendiger Weiß auch über Sie fallen müßen.

Bur. Nun ist es einmahl geschehen; es hilft alles zusammen mein Unglück vergrößern! Eil nur itzt, und überbring der Nanette und Rosalia die zwey Briefe, die ich Dir gegeben hab, und komm sodann in die nächste Gasse. (Geht ab.)

Hw. Ich werde schon alles machen. (Vor sich.) So liederlich mein Herr ist, so erbarmt er mir doch; warum? weil alle Fatalitäten zugleich über ihn kommen. Ich will nur sehen, wies noch weiter gehen wird, besonders, weil das Reisgeld nun auch beym Teufel ist; doch ich will den Ausgang abwarten. Hab ich meinem Herrn so lang treu gedient, so will ich ihm die letzte Schelmerei auch noch ausführen helfen. — Da hab ich die Aufkündungsbrief an die zwey armen Fräulen, die er auch betrogen hat; die will ich übergeben, und mich, so bald es nur möglich ist, aus dem Staub machen. (Er klopft an beyde Häuser an.)

Zweyter Auftritt.

Rosalia und Nanette, jede aus ihrem Hause, und Hannswurst.

Nan. (zum Hw.). Was bringt er guts Neues, Hannswurst?

Ros. (zum Hw.). Hat er an mich vielleicht etwas auszurichten?

Hw. Ja! Ich hab Ihnen beyderseits die größte Wichtigkeit zu hinterbringen. Mein gnädiger Herr hat sich entschloßen, theils sein lustiges Leben, das er selbst schon überdrüßig ist, zu ändern, theils seinen Papa zur Raison zu bringen, daß er sich verheirathen darf; weil er daun nun weiß, daß Sie ihm beyderseits so viele Gnaden erwiesen

haben, so will er eine von Ihnen beyden zur Frau nehmen; er nehme lieber alle zwey; weil es aber verbothen ist, so hat er dann in diesen zwey Briefen (gibt jeder einen Brief) eine sich erwählet. Er laßt Sie aber beyderseits bitten, Sie möchten sich aneinander deßwegen nicht vergreifen, sondern jede Ihr Schicksal mit Geduld ertragen, denn eine nimmt er gleich, und die andere hat die Exspectanz, bis er die erste nicht mehr mag, und das glaub ich wird, wenns nach der neuen Hochzeitsregel geht, über Jahr und Tag nicht anstehen. (Will abgehen.)

Nan. (zu Hw.). Geduld Er sich, denn trifft die Wahl mich, so soll er gleich 20 Ducaten haben.

Ros. (zu Hw.). Und bin ich seines Herrn Braut, so will ich mich gegen Ihn noch besser einstellen.

Hw. Ich traue mir nicht so lang hier zu bleiben, bis Sie die Brief gelesen haben, denn mein gnädiger Herr wartet auf mich; wir müßen reiche Zeug zu Braut-Kleidern einkaufen, mein Herr hat erst einen Wechsel von 80 Millionen erhalten. Wann es Sie nicht reuet, so können Sie mir schon nach Gelegenheit was schenken. (Für sich.) Daß ich das Trinkgeld ja nicht erwart, was auf die Brief gehört. (Eilends ab.)

Nan. Ich dürfte meinen Brief zwar gar nicht lesen, dann weiß ich ohnehin, daß Burlin mich gewählet hat (zu Ros.) doch Ihnen zu zeigen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe, so will ich den Brief gleich öffnen und solchen lesen. (Sie liest.) Quittung: „Ich Endes Unterschriebener bescheine hiemit, daß ich die Fräule Nanette, das so hungerige Frauenzimmer — nur für eine Närrin gehalten habe — und ihr

hiemit den Abschied gebe — wie auch, daß die von ihr mir geschickte Juwelen mir von einem Juden gestohlen, ich selbst aber unsichtbar geworden. — Dieses bezeige nochmahl hiemit von Herzen gerne Kraft meiner Unterschrift und Pettschaft — Burlin."

(Nanet' fängt an zu weinen.) Himmel! Was muß ich vernehmen? — Ach! Dieser Schmähbrief, die Untreu des Burlins und der Sieg meiner Nebenbuhlerinn, werden mich um Vernunft und Leben bringen.

Ros. (höhnisch). Ich bedaure Sie, arme Fräule Nanette! Und gratuliere mir zugleich; hören Sie nur, wie zärtlich er mich zu seiner Gemahlinn wählen wird.

Nan. (zu Ros.). Grausame! Wollen Sie mich gar entseelen?

Ros. Hören Sie nur, nun ist es nicht mehr zu ändern. (Sie liest.) „Kund und zu wissen sey hiemit jedermann, daß ich die meinem Herzen verhaßte Rosalia" (Zur Nan.) — Hören Sie, wie der Herr Burlin anfangs scherzet (liest weiter) — hiemit gänzlich verlasse. — Ich habe meine Juwelen sammt meiner Treue verloren. — Die Rosalia ist gefoppt — und Burlin durchgegangen — so viel zur erfreulichen Nachricht, Rosalia — euer seyn sollender Liebhaber — Burlin."

Nan. (zu Ros.). Nun sehen Sie, daß Sie auf gleiche Art von dem treulosen Burlin hintergangen worden. Es stünde mir nun frey, eben so über Sie zu spotten, doch ich bemitleide Sie vielmehr, weil Sie sammt mir durch den treulosen Betrüger unglücklich geworden.

Ros. (höchst bestürzt). Was werde ich Aermste jetzt beginnen? Ich darf mich dem Hause meines Vaters

nicht nähern! Ich habe dem unmenschlichen Burlin einen meinem Vater gehörigen Schmuck von 6000 fl. zum Versetzen gegeben, und nun ist der Bösewicht mit solchem durchgegangen.

Nan. Ebenso hat mich der Ehrlose hintergangen, ich weiß nicht, wo ich mich hinwenden solle; mein Vater hat mir jederzeit den Umgang mit diesem Ungeheuer verbothen, doch es gehe auch, wie es wolle, so will ich mich zu den Füßen meines Vaters werfen, ihm alles frey bekennen, und so er es verlangt, von seiner Hand den Tod empfangen. (Ab in das Haus.)

Ros. Ich will dem Beyspiel der Nanette folgen, und die Strafe oder Verzeihung geduldig von meinem Vater erwarten. (In das Haus ab.)

Dritter Auftritt.

Colombine und Lisette, jede von einer anderen Seite des Theaters mit einem Hut auf dem Kopf und Degen in der Hand.

Col. (zu Lis.). Das heißt recht genau eingetroffen: hier ist der bestimmte Kampfplatz.

Lis. Ich habe die Zeit kaum ertragen können, in der ich mir den Hannswurst durch meine Tapferkeit gewinnen soll.

Col. Komm Sie nur hieher, und rüst Sie sich zum Duell.

Lis. Das gilt mir gleich, ob ich meine Nebenbuhlerinn hier, oder anderwärts ersteche; zieh Sie nur vom Leder! (Zieht den Degen aus.)

Col. (zieht den Degen aus). Hier ist der Degen; aber wie raufen wir, auf Wunden oder Tod?

Lis. Auf Leib und Leben. (Beyde richten sich zum Fechten.)

Vierter Auftritt.

Hannswurst von der Seite und die Vorigen.

Hw. (vor sich in Gedanken). Ich such meinen Herrn aller Orten und kann ihn nicht finden. (Er erblickt Col. und Lis.) Potztausend! Was ist das für eine Historie? — Die Menscher mit dem Degen übereinander! — (Bleibt rückwärts stehen.)

Lis. (zu Col.). Aber stoß Sie nur nach der Regel!

Col. Nur in die Positur gesetzt! denn dem Hannswurst zu Lieb, Leib und Leben.

Hw. (heimlich lachend). Was? wegen meiner ist die Bataille? Das ist ja zum krank lachen; ein wenig will ich noch dem Spaß zusehen, aber zur Weitläuftigkeit will ich die Sach nicht kommen lassen.

Lis. (zu Col.). Stoß Sie am ersten!

Col. (zu Lis.). Beym Wetter, itzt gehts an.

Aria, Terzetto.

Colombine.

Die Sach entscheidt des Schicksals Schluß!
Ein einzige Wunde
Zeigt in dieser Stunde;
Wer leben oder sterben muß.

Lisette.

Die scharfe Klinge von dem Degen
Wird Eure Hoffnung widerlegen.

Colombine.

Nur zu! Nur zu! — Gerad aufs Herz.

Lisette.

Wohlan die Quart — wohlan die Terz!
(Lisette stoßt und Colombine parirt aus.)

Hannswurst (welcher hervorkommt).

Menſcher! Was iſt das für Scherz?
Die Degen in die Scheid hinein,
Sonſt kommt der Hund dazwiſchen drein!

Liſette (zu Hannswurſt).

Um, mein Schatz, Dich zu erhalten,
Will ich ja mit Luſt erkalten.

Colombine (zu Hannswurſt).

Du biſt nur mein Schatz allein
Denn Dein Herze iſt ſchon mein.

Hannswurſt (zu beyden).

Menſcher, wo bleibt Witz und Ehr?
Gleich gebt mir den Bratſpieß her!
(Nimmt die Degen und wirft ſie ihnen vor die Füß.)

Liſette (zu Hannswurſt).

Du verſprachſt ja, mich zu lieben.

Colombine (zu Hannswurſt).

Du ſchwurſt mir die ſtäte Treu.

Hannswurſt (zu beyden).

Sagt: wo ſteht es aufgeſchrieben?
Worte ſeynd nur Narrethey!

Liſette, Colombine.

Du haſt mir die Treu geſchworen.

Hannswurſt.

Menſcher, laßt mich ungeſchoren!

Liſette, Colombine.

Seh, wie ich ſo reizend bin.

Hannswurſt.

Rammel, gehts zum Henker hin!

Lisette, Colombine.

Seh, wie ich so artig bin.

Hannswurst.

Rammel, gehts zum Henker hin!

(Hannswurst ab.)

Fünfter Auftritt.

Colombine, Lisette, hernach Burlin.

Lis. Eh, das geht nicht an, ich werd den Hannswurst schon zwingen, daß er mich heirathen muß.

Col. Das wär recht! Ich hab den Schlingel so viel angehängt, und itzt laßt er mich so schändlich sitzen; das ist nicht gleich so geschehen.

Burl. (vor sich). Ich weiß nicht, wo der Plunder den Hannswurst hat, ich hab auf ihn in der anderen Gasse gewartet, er ist nicht gekommen, ich such ihn überall, und kann ihn nicht finden, ich weiß nicht, hat er die Briefe übergeben, oder nicht.

Lis. (zu Burl.). Barmherzigkeit! Herr von Burlin!

Col. (zu Burl.). Gerechtigkeit, Ihro Gnaden!

Burl. (sieht sich um). Da bin ich in eine schöne Historie gerathen! Was gibts? Was wollen Sie, meine Mamsellischen Jungfern?

Lis. Ach! wenn Sie noch die Gerechtigkeit lieben, so schaffen Sie Ihrem Diener, daß er mich heirathe.

Col. Wenn Sie noch Gewissen, Ehr und Vernunft in sich haben, so befehlen Sie dem Hannswurst, daß er sein Versprechen halte, und mich eheliche.

Burl. Was ist das für ein Auflauf? Ich glaube gar, Sie haben sich wegen des Hannswursts gerauft, meine Amazoninnen?

Col. Der Hannswurst hat uns beyden die Ehe versprochen, und itzt will er an uns treulos werden. Wir hätten doch schon beyde längst ein anderes Glück machen können, und sind ihm zu lieb Jungfern geblieben.

Lis. (weint). Der schelmische Hannswurst hat mir das Heirathen täglich versprochen.

Col. (weint). Was hab ich dem Kerl alles gegeben, und itzt läßt er mich so treulos sitzen.

Lis. (weint). Ich hab doch noch ein gesundes Gesicht; warum soll mich der Flegel nicht heirathen?

Burl. O meine lieben Kinder! Ihr kennt die Welt noch viel zu wenig; die Treu, und sein Wort halten ist nun meistens eine so alte Mode bey den Mannsbildern, als wie die alten langen Halstücher mit Perl-Gwasten. Man sieht gar selten etwas dergleichen zum Vorschein kommen; wann ein Liebhaber nach der neuen Mode, alle Mädeln heirathen sollte, die er caraffirt, o so bekäme er oft mehr Weiber, als Täg im Jahr sind! Meine Mädeln, Ihr müßt es euch gefallen lassen. Es lebe der Wechsel im Lieben! (Singt folgende)

Arie.

Glaubt doch nicht,
Daß Treue Pflicht
Wie vormahls sey:
Man will im Lieben
Nun Wechsel üben,
Und lebet frey.
An eine nur allein
Immer gebunden seyn,
Ist Sklaverey.

Was man hat
Das wird man satt,
Ist es gleich bestellt.
In Wechselzügen
Herrscht nur Vergnügen;
So lebt die Welt.
Drum ist im Lieben auch
Das Wechseln ein Gebrauch
Der uns gefällt.

Mädchen sind,
Gleich wie der Wind
Stets veränderlich.
Fast, was nur liebet,
Auch Wechsel übet,
Und bleibt vor sich.
Man liebt nicht wie vorher,
Treu ist nicht Mode mehr,
So leb auch ich.

(Nach Arie ab.)

Lis. (zu Col.). Wir haben uns also umsonst geschlagen?

Col. Ja, auf solche Art; der falsche Flegel laßt mich itzt sitzen. Was hab ich dem schlechten Kerl nicht alles angehenkt!

Lis. Von mir hat er gewiß mehr bekommen, aber ich hätt es wissen sollen, ich wollt ihm ausgeleucht haben.

Col. Nun hat unsere Feindschaft ein vollkommenes End!

(Beyde heben die Degen auf, und stecken sie in die Scheide.)

Lis. Die Ursach unserer Feindschaft ist nun gehoben. Wie leicht hätte doch ein Unglück geschehen können; denn ich war verflucht hitzig.

Col. Das wäre wohl möglich gewesen, denn ich war auch wie eine Furie.

Sechster Auftritt.

(Crispin und die Vorigen.)

Crisp. Was ist das für ein Aufputz? Kommen Sie von der Bataille.

Col. (zu Crisp.). Du kommst mir just recht; ich hab mich hier mit der Lisette um den Hannswurst raufen wollen, ich hab es aber überlegt, daß es nicht der Mühe wert ist, und es also bey Seite gelassen.

Crisp. Ey, ey! mit Degen raufen, was ist das für eine Kühnheit für Frauenzimmer? Sie hätten einander auf Kochlöffel herausfordern sollen; man kann damit auch blessiert werden; aber auf den Degen, das ist zu halsbrecherisch.

Col. Nu, weil ich itzt in meinem größten Zorn bin, so komm, wann Du willst, ich will Dich heirathen.

Crisp. Ja! so will die Jungfer ihren Zorn an mir auslassen?

Col. No! nur geschwind! Willst Du mich, oder willst Du mich nicht?

Crisp. Ich hab die Jungfer schon lang gern gesehen, aber ich hab mich nie recht getraut, der Jungfer was davon zu sagen; wann die Jungfer also den Hannswurst nicht nimmt, so mach ich mir eine Gnade daraus, das zu bekommen, was ein anderer nicht mag.

Col. (gibt Crisp. die Hand). Hier hast Du meine Hand; es ist mit uns richtig.

Lis. Das ist brav, ich will mich auf der Colombine ihrer Hochzeit recht lustig machen; ich aber will lebenslang eine Jungfer bleiben, weil ich seh, daß

es unter den Mannsbildern so falsche und intreßirte Thiere gibt.

Col. Komm, Crispin, ich will dich bey meinem gnädigen Herrn und bey meiner Fräule aufführen, und ihnen den Vortrag unserer Mariage machen.

Crisp. Der alte Herr ist noch böß auf mich, er wird uns schwerlich zusammen heirathen lassen.

Col. Komm nur mit, ich werd schon alles machen.

Crisp. Wie Sie glauben, Jungfer Braut. (Alle drey ab.)

Siebenter Auftritt.

Odoardo und Anselmo aus dem Hause des Odoardo.

Odo. O! das geht nicht an! Das ist nicht genug, daß Ihr liederlicher Sohn durch seine Flucht mich zum Bettler macht. Sie müssen mir die 5000 fl. bey einem Kreuzer ersetzen.

Ans. Ich bezahle keinen Heller, ich hab Ihnen nichts enttragen, und nicht einmahl mein Sohn; dann Ihre Tochter hat demselben, wie Sie selbst gestehen, den Schmuck freiwillig anvertraut.

Odo. Ihr Sohn ist aber die erste Quelle hievon, er hat mich und meine arme Tochter in das Unglück gestürzt. Das gute Mädel hat seiner Schmeicheley geglaubt und in der Meinung, daß er sie ehelichen werde, so viel Vertrauen in ihn gesetzt; Ihr Sohn ist also der schlechte Kerl, und Sie sein Vater, folgsam auch derjenige, der mir den Schaden ersetzen muß.

Ans. Zähmen Sie Ihre Lästerzunge, ich bezahle keinen Kreuzer.

Odo. Das wollen wir sehen.

Achter Auftritt.

Pantalon aus seinem Hause, und die Vorigen.

Pant. (zu Anselmo). Sie kommen mir eben recht in die Hände; Ihr Sohn hat mich zum Bettler gemacht, und Sie werden mir itzt den Schaden ersetzen.

Ans. Wie so? Was ist Ihnen geschehen?

Pant. Der schlechte Mensch, Ihr Herr Sohn, hat mir eine Zeit her schon viel Geld und Kleider abgeschwätzt, daß ich dabey selbst Not gelitten habe, und nun hat er mich gänzlich an den Bettelstab zu bringen, sogar meiner Tochter Juwelen von 6000 fl. herausgelockt, und ist damit durchgegangen; ich bin also völlig zu Grund gerichtet, und Sie werden es sich belieben lassen, mir den Schaden gut zu machen.

Odo. Das ist die nämliche Historie wie bey mir.

Ans. Ich kann Sie, meine beyden Herrn! wahrhaftig versichern, daß ich keinen Kreuzer bezahle. Haben Sie meinem Sohne, dem Taugenichts, viel geliehen, so sehen Sie nun, wo Sie es wieder hernehmen! Wissen Sie sich nicht zu entsinnen, was ich zu beyden bey meiner Ankunft gesprochen habe, daß keiner meinem Sohne etwas leihen solle, und daß ich keinen Kreuzer ersetze? Und dennoch haben Sie, mein Herr von Pantalon, die Aufführung meines Sohnes nicht genug loben können, und noch hinzugesetzt, daß er Ihr Schwiegersohn werden müßte. Nun sehen Sie die Früchte hievon.

Odo. Ich habe diesen schlechten Kerl niemahls die Stange gehalten, weder ihm etwas geliehen, allein ein Schelm, wie Ihr Herr Sohn es ist, sucht schon selbst Gelegenheit etwas zu erhaschen.

Pant. (zu Anſelmo). Ich ſage es Ihnen ganz ungeſcheut, Wenn Sie mir den Schaden nicht erſetzen, und Ihr Herr Sohn kommt mir in die Hände, ſo laß ich ihn lebendig an einem Spieß braten.

Anſ. Meinerwegen laſſen Sie ihn mit Lemone einmachen, ich bezahle keinen Kreuzer, ich gehe vielmehr ſelbſt, und nehme die Wache, ja, ich durchſuche alle Häuſer, und laſſe dieſen liederlichen Schlingel ſamt ſeinem ſchelmiſchen Diener, dem Hannswurſt, in das Zuchthaus ſperren. (Geht ab.)

Odo. (zu Pant.). Hier haben Sie nun den üblen Ausgang einer ſchon ſo lang vorgeſehenen üblen Sache!

Pant. Ich weiß nicht, was ich itzt mit meiner Tochter machen ſoll? Soll ich ſie ermorden, oder einſperren?

Odo. Ihre Tochter hat ſo viele Schuld nicht, wie die Meinige; dann meiner Nanette hab ich es tauſendmahl verboten, auch nur ein Wort mit dem Burlin zu ſprechen; Sie aber haben hingegen Ihrer Tochter allezeit erlaubt, gegen ihn etwas freyer zu ſeyn.

Neunter Auftritt.

Baron Fink, Baron Silberfeld und die Vorigen.

Bar. Fink (zu Silberf.). Ich glaube nun eben zu rechter Zeit eingetroffen zu haben, dann aller Beſchreibung nach, müßen dieſe die Väter unſerer Geliebten ſeyn.

Bar. Silberf. Ohne Zweifel (geht zu Odo. und Pant.), vergeben Sie mir, und ſagen Sie mir zur Güte, welcher von Ihnen beyden der Herr von Odoardo iſt?

Odo. Ich bin leider dieſer Unglückſelige.

Bar. Fink (zu Pant.). Und ſind Sie vielleicht der Herr von Pantalon?

Pant. Ja, ich bin es zu meinem Selbstverdruße, Ihnen aufzuwarten.

Bar. Fink. Wie so?

Pant. (zu Fink). Ach! es kann nicht leicht ein unglückseligerer Mann, als ich es bin, gefunden werden! Der nichtswürdige Burlin, den die ganze Stadt wegen seiner Betrügereien kennt, hat Juwelen von 6000 fl. entfremdet, und damit die Flucht ergriffen.

Bar. Silb. (zu Odo.). Und warum nennen Sie sich unglücklich?

Odo. (zu Silb.) Ich und der Herr Pantalon liegen im gleichen Spital krank, denn eben also hat mir es der leichtfertige Burlin mit Juwelen, die ihm meine Tochter anvertraut, gemacht.

Bar. Silb. (zu Odo.). Das ist in der That kein geringes Unglück; allein ich erbiethe mich Ihnen diesen Schaden zwanzigfach zu ersetzen, wenn Sie mir in einer anderen Sache gefällig seyn wollen.

Odo. (zu Silb.). Ich habe zwar nicht die Ehre Sie zu kennen, doch seh ich, daß ich mit einem großmüthigen Cavalier umgehe, folgsam mache ich mir eine Gnade daraus, Ihnen zu dienen; befehlen Sie nur.

Bar. Silb. (zu Odo.). Ich verlange von Ihnen einen viel größeren Schatz, als Sie verloren haben; ich verlange nämlich Ihre Tochter, die schöne Fräule Nanette, zur Gemahlinn. Wann Sie mir dieses zusagen, so will ich Ihnen nicht allein den von dem Burlin zugefügten Schaden ersetzen, sondern noch dazu Ihre Tochter als Cavalier versorgen.

Odo. (zu Silb.). Sie verzeihen, ich glaube, Sie scherzen, mein Herr! — allein, wenn es Ihr Ernst seyn

sollte, so machte ich mir eine Gnade daraus, einem dem Ansehen und Worten nach so galanten Cavalier zu meinem Herrn Schwiegersohn zu haben. Ich zweifle auch nicht, daß es meiner hintergangenen Tochter ein großes Vergnügen seyn wird.

Bar. Fink (zu Pant.). Eben das Nähmliche bin ich zu unternehmen gesinnet, wann Sie mir Ihre liebenswürdige Rosalie zur Gemahlinn geben wollen.

Pant. Ich schätze es mir für ein überaus großes Glück, daß meine Tochter bey Ihnen in so großem Werth stehet, jedoch deuten Sie mir zur Gnade nicht übel aus, wenn ich mir zu fragen unterstehe, wer Sie, meine Herrn Cavaliers, beyderseits sind. Denn bevor ein Vater sein vollkommenes Wort zur Mariage giebt, muß er doch die Ehre haben, seinen Schwiegersohn zu kennen.

Bar. Fink. O! Ihre beyden Töchter können uns sehr wohl, daß wir zwey Barons von einem alten Haus sind, und daß ich mich Baron Fink nenne.

Bar. Silb. Und mein Nahme ist Baron Silberfeld.

Odo. O! das ist gar ein reicher Nahme! Sie werden also wohl in der That auch einen großen Reichthum besitzen.

Bar. Silb. Am Gelde mangelt es mir gar nicht, es mangelt mir nur an einer Frau.

Odo. (heimlich zu Pant.). Was ist in der Sache zu thun?

Pant. (zu Odo. heimlich). Was ist zu thun, als die Sache zu beschleinigen?

Odo. Gleich wollen wir die Töchter herbeyruffen. (Ruft seine Tochter aus dem Haus.)

Pant. (ruft gleichfalls seine Tochter aus dem Haus).

Zehnter Auftritt.

Nanette und Rosalia, jede aus ihres Vaters Hause, und die Vorigen.

Nan. (kniet vor dem Odo. nieder). Hier bin ich, den letzten Streich von der Hand meines Vaters zu empfangen.

Ros. (kniet gleichfalls nieder). Tödten Sie eine nichtswürdige Tochter, die Sie um so viel Vermögen gebracht hat.

Pant. (zu Ros.). Steh auf! es ist itzt keine Zeit zu tödten.

Odo. (zu Nanette). Steh auf, es setzt itzt ganz andere Sachen ab. Gegenwärtiger Herr Baron will dich heirathen.

Pant. (zu Ros). Auch gegenwärtiger Herr Cavalier will Dich zur Frau haben.

Bar. Silb. (zu Nan.). Ja, angebethetes Fräulein! seyn Sie versichert, daß, wenn Sie mich Ihres schönen Herzens für würdig achten, sehen Sie jenen, welcher als Bräutigam Sie und Ihren Herrn Papa glücklich machen wird, vor Ihren Augen stehen.

Nan. Ich erstaune über Ihre Liebe und Güte! Ist es wohl möglich, daß Sie sich eine Unglückselige, die doch das Herz, welches Sie ihr jüngst angebothen, vorhin verschmähet hat, zur Braut wählen?

Bar. Silb. Die Großsprecherey des Burlins hat Sie damahls so verblendet, allein ich habe nie gezweifelt, dieses schöne Herz zu erhalten, weil ich mir leicht vorgestellet habe, daß des Burlins Liebe ein übles End nehmen werde.

Bar. Fink (zu Ros.). Wollen Sie mich gleichfalls Ihrer Schönheit würdigen.

Ros. (zu Fink). Ich schätze es mir für ein Glück, wenn Sie mich Ihrer Hand würdig achten.

Bar. Fink. So ist dann hier meine Hand.

Ros. Und dazu mein Herz.

Bar. Silb. Wir sind also ein gewisses Ehepaar.

Nant. (zu Silb.). Ja, mein Herz ergiebt sich Ihnen mit Freuden.

Odo. (zu Pant.). Das ist ein unversehenes Glück!

Pant. (zu Odo.). Der Himmel hat die Herrn Barons hieher geführt.

Eilfter Auftritt.

Crispin, Lisette, Colombine und die Vorigen.

Col. (zu Crisp.). So geh doch her! Was fürchtest Du Dich denn so sehr?

Crisp. Ja, ich förchte die Schläg ärger, als eine Ohrfeigen.

Liset. Ein Bräutigam muß die Schläg nicht achten.

Odo. Was ist dahier für eine Gesellschaft? Was soll dieses seyn?

Col. (zu Odo.). Hier führ ich Ihro Gnaden meinen Bräutigam auf.

Odo. Wen? Den nichtswürdigen Crispin, der in meinem Haus sich so schlecht aufgeführt, und hundert Streiche und Kupplereyen angestellt hat? Der Bösewicht untersteht sich noch vor meine Augen zu tretten?

Cris. (zu Col.). Aber hab ich's nicht gesagt, daß es so gehen wird? (zu Odo.). Verzeihen mir Ihro Gnaden, ich hab die Colombine nicht heirathen wollen; sie hat mich dazu gezwungen.

Col. Es ist wahr, ich habe allein Schuld an dieser Hochzeit.

Odo. (zu Col.). Und woher unterstehst denn Du Dich, ohne meiner Erlaubnis Mariage zu spielen.

Col. Ihro Gnaden, itzt ists schon geschehn.

Odo. Es ist Euer beyder Glück, daß ohnehin hier zwey Mariagen vor sich gehen, sonst ließ ich Eure Winkelheirath gewiß nicht zu Stande kommen.

Liset. (zu Ros.). Was Plunder! Wo haben Sie denn so geschwind eine Heirath hergenommen?

Col. (zu Nan.). Haben Sie dann den Hrn. von Burlin auf einmahl vergessen?

Nan. (zu Col.). Nenne mir nicht mehr den Nahmen dieses Nichtswürdigen! Ich werde Dir schon alles erzählen, wie schändlich er mich hintergangen hat.

Crisp. (zu Odo. und Pant.). Meine alten gnädigen Herren, obwohl ich Ursach an der Kupplerey mit dem Herrn von Burlin gewesen, so haben Sie mir doch auch itzt das Glück Ihrer beyden Töchter zu verdanken.

Odo. Wie so? Warum Dir?

Crisp. Weil ich denen Cavalieren Gelegenheit zur Bekanntschaft gemacht habe.

Bar. Silb. Das ist wahr, Crisp. hat uns die Gelegenheit hiezu verschafft, nachdem wir Sie vorhero das erstemahl auf dem Ball des Burlin gesehen, und uns sogleich in Sie verliebt haben, ich will ihm auch eine reiche Haussteuer zu seiner Hochzeit schenken.

Ros. (zu Lis.). Hast Du Dir nicht auch einen Bräutigam ausersehen?

Lis. O ich verlange mir gewiß keinen, denn da der Hannswurst mich so schändlich hintergangen hat, begehr ich mein Lebtag nicht mehr zu heirathen.

Bar. Fink. Sie erlauben also allerseits, daß mein Freund und ich alle nöthige Vorkehrung zu unserer Verbindung machen dürfen.

Pant. Weil der Ball des Burlin doch endlich die Quelle der Verheirathung meiner Tochter ist, so will ich dennoch leichter den von dem Burlin mir zugefügten Schaden vergessen.

Odo. Kommen Sie alle zu mir, da wollen wir die Anstalten zum Vergnügen dieser beyden Mariagen vorkehren.

(Odo., Pant., Nanet., Ros., Silberf., Fink und Lisette alle in das Haus des Odoardo ab.)

Col. (zu Crisp.). Wo wollen wir dann unsere Hochzeit halten?

Crisp. Wo die Jungfer will, im Zimmer oder im Holzgewölb; mir ist alles eins, denn ich hab so kein Geld, Musik oder Mahlzeit zu halten.

Col. Weil ohnehin zwey Hochzeiten im Haus vor sich gehen, so werden wir beyde schon dabey frey durchkommen können.

Crisp. Bey solchen Umständen giebt sich schon alles selbst. (Beyde in das Haus des Odoardo ab.)

Zwölfter Auftritt.

Anselmo mit 10 Mann Wache und einem Corporal.

Ans. (zum. Corp.). Allons! hier mein Herr Corporal! stellen Sie sich mit Ihrer Mannschaft in die Runde, denn hier läßt sich mein Sohn am meisten sehen, wie die Leute sagen. (Er stellt die Wache in die Runde so weit, daß einer auf den andern langen kann; der Corporal steht der erste am Ecke und Anselmo vor ihm.) Der Herr Corporal bleibt der erste am Flügel stehn, und ich vor selbem.

Corp. Ganz recht, Ihr Gnaden.

Ans. So bald ich ruf: greift an, so bald fallt über den her, den ich euch zeigen werde.

Corp. Ich greif an, so bald Sie es schaffen; merkt euchs wohl, meine Leut!

Anſ. So iſt es recht, wenn mir nur wenigſtens der hannswurſtiſche Galgenſtrick in die Hände käm, daß ich ihn indeſſen könnte anhalten laſſen.

Dreyzehnter Auftritt.

Hannswurſt und die Vorigen.

Hw. (in Gedanken vor ſich). Das iſt doch erſchrecklich, daß ich meinen Herrn nicht finden kann, damit ich ihm nur wenigſtens ſagen könnte, daß die Briefe übergeben ſeynd.

Anſ. (vor ſich). Was Plunder! — Wenn ich mich nicht irre, ſo iſt dieſer Kerl der Hannsw. Ich kenne ſeine Sprache — ja, ja! er iſts!

Hw. Ich möcht nur wiſſen, wo ihn der Popanz haben wird? Er hat mir in der anderen Gaſſe zu warten verſprochen, und ich bin ſchon zehnmal dort, und kann ihn nicht finden. Trifft ihn ſein Vater an, ſo kommt er in die größte Keyerey*) von der Welt.

Anſ. (vor ſich). Er iſt es, ja, bey meiner Ehr, es iſt der Hannswurſt. (Lauft dem Hannsw. zu.) A ha! Böſewicht! biſt du hier?

Hw. Potztauſend fickerment! — (Er gibt dem Anſ. eine Ohrfeige und lauft ab. Anſ. fallt durch die Ohrfeige auf den Corporal, der Corporal auf den erſten Mann, der erſte auf den zweiten, und ſo weiter, bis alle auf der Erde liegen.)

Corp. (auf der Erde). Klaubt euch zuſammen, ihr Leute! (Stehen alle auf.)

Anſ. Pfuy der Schande! Von einer Ohrfeige fallt ein ganzes Bataillon zu Boden! Was haben Sie für Mannſchaft, Herr Corporal?

*) Unannehmlichkeit.

Corp. Seyd Ihr denn alle besoffen, Ihr Hunde?

Anf. Geschwind geben Sie mir drey Mann mit! Wir wollen dem Hannswurst nachsetzen, Sie aber geben Acht, ob er nicht etwa hieher kommt. (Ab mit 3 Mann.)

Corp. Die Schand ist mir Lebenslang nicht geschehen. stellt Euch nur recht fest, Ihr Leute, sonst möcht Euch das Wetter nochmahl zu Boden schlagen.

Vierzehnter Auftritt.

Hannswurst kommt gelofen.

Hw. Die Wache verfolgt mich auf allen Seiten; ich weiß nicht mehr, wo ich hinlaufen soll.

Corp. Allons! meine Leute! haltet ihn fest. (Die Wache hält den Hannswurst.)

Hw. Was soll das seyn? Mit was kann ich die Herren bedienen?

Corp. Ihr werdet es gleich erfahren, warum man Euch fest hält!

Fünfzehnter Auftritt.

Anselmo mit der übrigen Wache, und die Vorigen.

Anf. (zur Wache). Laßt ihn ja nicht aus!

Hw. (vor sich). Itzt bin ich gut adressirt.

Anf. (zum Hw.). Weil nur ein Vogel in das Garn gerathen ist; gleich bekenne mir, wo sich mein liederlicher Sohn befindet.

Hw. Wann Sie mich schinden lassen, so wüßt ich es selbst nicht; denn eben, weil ich ihn überall such, bin ich der Wache in die Hände gerathen.

Anf. Du mußt es wissen, der Corporalstock wird Dich schon reden machen.

Hw. Lassen Sie mich tod schlagen, so kann ichs nachdem doch nicht sagen, wo er ist. Das weiß ich wohl, daß er die Flucht hat wegen Ihnen ergreifen wollen, und daß er mich deswegen in die andere Gasse bestellet hat, aber ich habe ihn in der Zeit her schon zwanzigmahl dort gesucht, und ich kann ihn doch nicht finden.

Anf. Das sind nichts als schelmische Lügereyen; Du mußt mir meinen Sohn herbey schaffen!

Corp. Das hätt ich eh wissen sollen, dann diesen will ich Ihnen gleich verschaffen.

Hw. (vor sich). Itzt wirds gut werden.

Anf. (zum Corp.). Also, der Herr weiß, wo mein Sohn ist?

Corp. Freylich wohl; eben bevor Sie mich zu sich haben rufen lassen, bin ich in dem nächsten Bierhaus hier, beym eifersüchtigen Lungenbratel genannt, gewesen, dort hab ich den Herrn von Burlin, sehr schlecht angezogen, mit einer Kellnerinn und den anderen Menschen herum tanzen gesehen, daß der Staub davon geflogen ist.

Anf. Das ist doch erschröcklich! aber ist es auch gewiß wahr?

Corp. Wenn Sie wollen, so will ich Sie gleich hinführen, daß Sie selbst den Augenschein nehmen können.

Anf. (zum Corp.). Aber woher kennt dann der Herr meinen Sohn so gut?

Corp. Ich habe die Ehre ihn vom öftern Einführen zu kennen.

Anf. Das ist eine Consolation für einen Vater!

Hw. Ich glaub, er hat uns heu'r allein schon zehnmal einführen wollen.

Anſ. So wollen wir dann eilen, daß wir ihn deſto ſicherer dort antreffen mögen. (Zur Wache.) Führet dieſen nichtswürdigen in das Bierhaus mit!

Hw. In den Arreſt darf man mich nicht führen, da geh ich ſelbſt gern hin. (Alle ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Das Theater ſtellet ſein Gaſtzimmer vor, in welchem verſchiedene Leute, als Wirth, Kellner, Lakeyen, Lauffer, Kutſcher, Heyducken und dergleichen Leuthe auch von Weibsbildern verſchiedene Menſcher zu ſehen ſeynd; alle tanzen untereinander, auf der Seite etwelche Muſikanten. Burlin tanzt gleichfalls mit einer Kellnerin; nachdem eine Weile getanzt worden:

Lezter Auftritt.

Anſelmo mit Hannswurſt, dem Corporal und der Wache.

(Bey Erblickung der Wache laufen die Leute aus dem Bierhaus, NB. die Muſik aber dauert fort, und Anſelmo tanzt mit ihm, ohne daß er es wahr nimmt; bey Ende des Minuets küßt er ſeinen Vater, in der Meinung, daß es die Kellnerin ſey, die Hand und das Geſicht, und da er ſieht, daß es ſein Vater iſt, ſagt er ganz unerſchrocken.)

Burl. Was iſt denn dieß für eine Lebensart, daß der Papa in den Minuett hinein tanzt!

Anſ. So unerſchrocken zeigeſt Du Dich bey meiner Dir ſo ungefähren Gegenwart?

Burl. Das habe ich mir ſchon lang eingebildet, daß mich der Papa wird einmahl einſperren laſſen; aber itzt hat es ſich wirklich nicht geſchickt, die Leute von der Luſtbarkeit wegzujagen.

Anſ. Du wirſt nun einen ganz anderen Minuet tanzen.

Burl. (zu Hw.). Biſt Du auch hier, Hannswurſt? Es freut mich, daß ich Dich ſeh. Seynd die Briefe übergeben?

Hw. Mich freuts ſchlecht, daß wir da zuſammen kommen.

Anſ. Du Schandfleck meines ganzen Stammhauſes! Wie ſiehſt Du aus? Iſt dieſe die Kleidung, die ich Dir mit hieher gegeben habe? Was für Schand muß ich von Dir erleben? Du ſetzeſt die Leute an, und bringſt ſie um Ehre, Habe und Gut! wo haſt Du die Juwelen hingethan, die dem Pantalon und Odoardo angehören? Sprich, Wechſelbalg! Nichtswürdiger!

Burl. Ein Jud, Papa, hat ſie mir wieder geſtohlen.

Anſ. Aus Dir iſt Ehre, Scham und Gewiſſen verbannet (zum Corp.). Ich übergebe dem Herrn und ſeinem Stocke meinen liederlichen Sohn, mach der Herr aus ihm einen Mousquetir, und zur gleichen Strafe aus dem Hannswurſt, als dem getreuen Mithelfer aller Schelmereyen, einen Tambour.

Hw. Ich ein Tambour? Meinetwegen, aber das bitt ich mir aus, daß Sie mich zu einem recht alten Regiment geben, denn zu einem jungen Regiment ſchickt ſich kein alter Tambour.

Anſ. Das wird man Dich nicht fragen, was Dir beliebt.

Hw. Gnädiger Herr, wann ich einmahl Tambour bin, und Sie wollen ſich austrommeln laſſen, ſo laſſen Sie mich recomandirt ſeyn.

Anſ. Wer ich? Warum ſollt ich mich austrommeln laſſen?

Hw. Etwa auf dem Markt einmahl, wenn Sie ſich in einer Hüte wollen ſehen laſſen.

Anſ. Scherz Du nur, der Stock des Corporals wird Dir ſchon den Spaß vertreiben.

Hw. Ey was? Ein Tambour ſteht unter keinem Stock.

Anf. Nicht? Unter was stünd er denn?

Hw. Ein Tambour steht unterm Schlegel. (Mit Wache ab.)

Burl. (zum Corp.). Nicht wahr, der Herr hat an mir doch eine stäte Kundschaft? Wenn ich nicht so liederlich lebte, wär es ihm auch schon um viele Siebnzehner Schad gewesen.

Anf. Man mache dem unverschämten Scherzer ein Ende! Allons! Wache, bringt ihn fort!

Burl. (weinend). Ach Papa! Erinnern Sie sich doch, daß ich Ihr Sohn, Ihr einziger Sohn bin.

Anf. Nun sind deine Thränen zu spät; Du must die Musqueten versuchen. Wirst Du Dich bey dem Soldatenleben bessern, so werd ich Dir entweder zur bessern Charge verhülflich seyn, oder Dich wieder loskaufen; itzo ist aber Deine Strafe unvermeidlich. (Geht ab.)

Burlin allein.

So ist es wirklich Ernst? So muß ich mich bequemen,
Des Mousquetirs Montour auf meinen Leib zu nehmen?
Verdammte Faschingslust, wie theuer kömmst Du mir!
Du nahmst mir Geld und Ehr, und was gibst Du dafür?
Schand, Elend, saures Brod! — Was hab ich doch begangen?
Durch Müßiggang hat all mein Unglück angefangen,
Doch mir geschieht schon recht, und tröstet mich allein,
Ich werde nicht der erste und letzte Tagedieb seyn,
Ja ich will ganz getrost zu meiner Strafe gehen,
Wenn nur die Gönner uns mit Lust heut zugesehen.

(Mit Wache ab.)

Schon die nackte Inhaltsangabe läßt erkennen, wie eigentümlich der Aufbau des Stückes ist. Die Konstruktion beruht auf der viermaligen Wiederholung desselben Motives. Musikalischer Rhythmus liegt dieser Posse zugrunde, der an den Walzertakt erinnert.

Was für ein Faschingsstück jedenfalls paßt. Dieses Spiel ist zumindestens seiner seelischen Haltung nach das Tollste, was auf der Bühne des Wien des 18. Jahrhunderts zu sehen war — was etwas heißen will. Hier ist ein Rasen, Springen und Tanzen ins Ungewisse, in das Verderben, in den Abgrund hinein, zu dem man eine Vergleichsmöglichkeit nicht finden kann, das beispiellos ist. Hier erfüllt sich mehr als ein Possenschicksal, hier werden dionysische Tiefen lebendig, hier tun sich orphische Abgründe auf, hier spricht ein Humor, der Himmel und Hölle und alles, was dazwischen ist, erfaßt. Kein anderes deutsches Lustspiel kann man neben diesem nennen, selbst Holberg tritt dagegen zurück und nur Shakespeare hat Gleichwertiges. Dieser Höhepunkt von Hafners Schaffen bedeutet auch einen absoluten Gipfel und es ist vorbildlich für Raimunds „Verschwender" geworden.

Dieses Werk vereinigt alle Vorzüge der Wiener Vorstadtbühnen mit einem auch da selten hohen Grad von Grazie, der sich mit derbkörniger Ursprünglichkeit verträgt. Dazu kommt die Originalität der Erfindung, die für die Wiener Literatur, die aus allen Quellen aller Völker und Zeiten schöpfte, schon etwas bedeutet: werbende Mädchen und ein Frauenzweikampf war sogar hier neu. Originell ist auch die Metamorphose des Hanswurst zum warnenden Hofmeister im ersten Akte. Das hätte sich der eigentlich doch nicht gedacht!

Hier ist ein ganz großes Kunstwerk, das Ewigkeitszüge hat.

Seltsam, daß dieses Stück, das der lebensfrohen Stadt so aus der Seele geschrieben war, daß diese

Posse, die nicht nur Gelächter, sondern auch Furcht und Mitleid erregt, sich, trotzdem sie im Fasching aufgeführt wurde, nicht auf der Bühne halten konnte. Nur von einer Aufführung wissen wir. Baum hat wohl recht, wenn er einige Schuld am Mißglücken auf den unglückseligen Schauspieler Brenner schiebt, für den das Stück geschrieben war. Daneben mag noch eine Kulissenintrige mitgespielt haben. Der Herr von Sonnenfels, grundsätzlicher und anerkannter Feind aller wirklichen Kunst, verriß es grausam und auch dies tat er nur so nebenher in einer Anmerkung.

Erst Perinets Bearbeitung „Lustig lebendig" war erfolgreich. Viel mag Wenzel Müllers Musik beigetragen haben; der Stoff, die Disposition der Handlung, ihre Durchführung und die deutlich hervortretenden Leitmotive riefen sozusagen nach Musik.

So entstand ein Gesamtkunstwerk, ganz im Geiste des Barocks — das letzte; Text, Mimik, Musik, Tanz, Regie und Ausstattung verschmolz zu einheitlicher Wirkung. Doch auch dieses glänzende Finale fand nicht sein Publikum; der Erfolg war nicht so groß, wie man es den Voraussetzungen gemäß hätte erwarten sollen.

Außer der „Megära II" und dem „Furchtsamen" fand sich im Nachlaß eine Parodie „Evakathel und Schnudi. Ein lustiges Trauerspiel, von zwey Aufzügen".

Vergebens fleht Evakathel, des Fürsten Pamstig Tartarchan von Ypsilon Tochter, ihren Vater an, die Ehe mit dem Prinzen Schnudi, dem kalmückischen Herrn von Elahla, zu gestatten. Sodann meldet Hirzepirzel,

des Pamstig Befehlshaber: „Herr Chan. Weißt Du was neus? Es ist ein G'sandter da." Von Prinz Schnudi. Die Prinzessin wird weggeschickt und Dideltapp, der Gesandte, aufgefordert näherzutreten: „He, G'sandter, geh er her!" Trägt Schnudis sehnlichen Wunsch vor. Und wird hinausgeworfen.

Schnudi stellt ein furchtbares Heer auf, um einen Rachekrieg zu führen; er selbst hat den Oberbefehl. „Geht dann das Schlagen an, so lauf ich anfangs weg . . . " Der Herr von Elahla trifft zuerst auf den feindlichen Befehlshaber Schnackerl, der eilends davon läuft, dann kommt er mit dem Fürsten Pamstig zusammen. Sie fangen zu raufen an, Schnudi würde ausgiebig Prügel bekommen haben, wenn nicht Evakathel kräftig in den Kampf eingreift. Doch beim zweiten Begegnen der Feinde fällt Pamstig durch Schnudis Schwert. Schnackerl meldet: „Er hats dem Vater just wie einem Kalb gemacht. Erst stach er ihn in Hals, drauf fing er an zu schneiden: Ein solch Spektakulum konnt unser Volk nicht leiden — es lief davon." Schnudi erscheint mit dem Kopf des Pamstig. Evakathel küßt das Haupt und schlägt es dann Schnudi um den Kopf. Sie bricht in eine Klage aus, die formvollendeter auch in Racines „Phädra" nicht stehen könnte:

„Ihr! die des Tempels Prangen
Zu meinem Hochzeitsfest mit neuem Schmuck umfangen,
Ihr Priester, höret mich! reißt allen Zierrath ab!
Umhüllet Euch mit Flor! Baut mir ein düstres Grab!
Mit des Erzeugers Tod fällt auch mein junges Leben;
Könnt ich wohl meine Hand dem Vatermörder geben?
Nein, ihn zu züchtigen verlangen Pflicht und Trieb;
Doch, ach, der lose Schelm bleibt mir noch immer lieb!

Die Neigung gegen ihn ist noch, wie vor, zu heftig,
Und meine Macht, die Glut zu dämpfen, bleibt unkräftig:
Drum straf ich das an mir, was ich an ihm nicht kann,
Und weil ich ihn nicht krieg, so sterb ich ohne Mann."

Dann drückt sie ihr Leid in einem Lied aus, wo wirkliche lyrische Empfindung die satirische Absicht fast verdeckt.

„Auf, gekränkte Seele!
Such im Grabe Ruh!
Laß des Leibes Höhle!
Eil den Sternen zu!
Du hast Dich um Dein Glück
Hier ganz umsonst bemüht,
Weil Dir Dein Mißgeschick,
Was Du geliebt, entzieht.

*

Zwar ist dieses Scheiden
Voller Bitterkeit,
Doch werd ich vom Leiden
Bloß dadurch befreyt.
Schnudi! der Parcen Hand
Schneidet den Faden ab,
Und unser Liebesband
Trennet das finstre Grab."

Sie ersticht sich mit — einem Taschenmesser. Der unglückliche Liebhaber begeht gleichfalls Selbstmord (durch Ratzengift) und unter Qualen stirbt er:

„Ihr Freunde — auweh zwick! Lebt — wohl! Auweh, ich sterbe!
Ach helfet! — Auweh zwick! — Ich berste, ich verderbe!
Ach Feuer! — Auweh zwick! — Bringt Wasser! Auweh zwick!
Der Schmerzen — Auweh zwick! — steigt jeden Augenblick.
Das Gift macht — auweh zwick! — mir Qual — es zerrt, es rennet,
Der Magen — Auweh zwick! wird durch und durch gebrennet!
Prinzeßin! — Auweh zwick! ich sterb —
(Er fällt zu Boden und stirbt.)"

Der Lustspielschreiber war kein Freund der Tragödie. Daher diese grausame Verspottung. Ein bißchen Privatrache gegen hochmütige Trauerspielverfasser, die glaubten, ein Monopol auf künstlerische Wirkung zu haben. Gegen jede Art Tragödie wendet er sich. Gegen die Haupt- und Staatsaktion. Gegen das Alexandrinertrauerspiel. Gegen die tragédie classique. Daß letztere am härtesten getroffen ist, liegt in der Natur der Sache. Sie stand Hafners echt germanischem Kunstempfinden am fernsten. Er war instinktiv feindselig gegen das typischeste Produkt gallisch-keltischen Geistes.

Neben ausgiebiger Derbheit steht seine Parodie, wie sie seit jeher in Wien üblich war. Das Lied, das Evakathel vor ihrem Tode singt, ist nicht minder graziös als etwa jenes Liebesgedicht Kurz-Bernadons, das Max Pirker zum ersten Male im Prospektbuch des „Museions" publiziert hat.

„Colombine, Tausendschatz
Sanffter als ein Cyper-Katz,
Weisser als ein schwarzes Tuch,
Jünger als mein erster Schuch,
Schöner als ein rostig Schwerd
Hübscher als ein Fuhrmannspferd."

Baum weist mit Recht auf ein Vorbild hin, das vermutlich Hafner vorgeschwebt hat, auf Kurzens „Prinzessin Pumphia".

Vielleicht aber hatte Hafner noch ein anderes Muster, Holbergs „Odysseus auf Ithaka", wohl eine der besten Parodien, die überhaupt existieren.

Zuerst zögerte man mit der Aufführung. Diese wurde — gegen den Wunsch des verstorbenen Dichters —

durch Weiskern bewirkt. Sonnenfels wütete. Pöbelmäßig und unflätig nennt es der gescheite Herr. Das aber kränkt ihn in tiefster Seele: daß es auf „hohes und höheres Begehren" öfters gegeben wurde. Doch jene Oberschichte ließ sich, Gott sei Dank, ihren besseren Geschmack durch die Entrüstung eines Menschen nicht verpfuschen, der in Literatur und anderen Kulturartikeln handelte, obwohl ihm irgendeine Branche des Kommerzes mehr angemessen gewesen wäre.

Natürlich ließ sich Perinet diese Parodie nicht entgehen. In der Zeit des Wiener Kongresses fand das Stück, in dem man nun manche Anspielung auf die jüngste Vergangenheit hörte, jauchzenden Beifall. Freilich hatte Perinet das an sich nicht harmlose Gericht sehr kräftig papriziert.

Sieben Stücke in drei Jahren. Manche davon von einem Kunstwert, der nicht nur in der zeitgenössischen Literatur, sondern auch in der nachfolgenden seinesgleichen nicht hat.

So reich war dieses kurze Leben.

Wesen

Als Hafner geboren ward, stand Österreich im Frühherbst seiner Macht. Seine heroische Zeit war vorüber, es kamen die Tage langsamen Welkens. Der Kaiser war nicht mehr Herr in einem Reiche, in dem die Sonne nicht unterging, aber er beherrschte Mittel- und Südosteuropa. Österreich war im Dreißigjährigen Krieg nicht Sieger gewesen, war aber auch nicht geschlagen worden. Immer noch war seine Suprematie über Deutschland, trotz der Souveränität der Fürsten, mehr als eine bloße Form. Doch das Wichtigste war, daß es durch den glücklichen Ausfall der Türkenkriege, durch die gelungene Abwehr der asiatischen Sturzwellen, die Europa zu zerstören drohten, als naturgemäße Frucht seiner heldischen Kämpfe das — nicht unbestrittene — Protektorat über den Balkan und die Südslawen errungen hatte; und daß es sich auf seine moralischen Verdienste für Europa stützen konnte, daß es die Unentbehrlichkeit seiner Existenz als Wacht und Schutz gegen östliches Barbarentum erwiesen hatte.

Doch der Winter war nicht fern. Die Familie Habsburg, die Verkörperung der österreichischen Staatsidee, war aussterbend. Die Zukunft des Staates ruhte in den nicht allzu starken Händen einer klugen Frau. Der letzte habsburgische Kaiser hatte gedacht, durch ein System ausgeklügelter Verträge die Dynastie und

das Reich zu schützen. Mit seinem Tod fiel das Kartenhaus zusammen, das der stolze Autokrat mit Mühe und gewiß nicht ohne Selbstüberwindung geschaffen hatte. Österreich war von einer Welt von Feinden umgeben. Dennoch geschah das staunenswerte Werk seiner Rettung. Aber mit dem Verluste Schlesiens hatte der langsame, unerbittlich fortschreitende Abbröcklungsprozeß begonnen, dessen letzter Akt mit der 1866 erfolgten Ausschließung Österreichs aus Deutschland eingeleitet und durch die Katastrophe des Weltkrieges beendigt wurde.

Als Hafner aus dem Kindheitstraum erwachte, war des Barocks Spätblüte. Noch gehörten die steingewordenen Visionen jener Zeit, gehörten die Kirchen und Paläste Wiens (Triumphfanal, unsterblich gegen Himmel flammend, dauerndes Symbol der Größe, die einst war) der Gegenwart an, waren gültiger Ausdruck seienden Lebensgefühles. Hafners Kindheit verging im Mittelpunkt des barocken Österreichs. Sein Vater — wenn auch nur ein Amtsdiener — war in der Reichskanzlei angestellt, im Zentrum, im Herz der Verwaltungsmächte, die die Schicksale der Völker des Reiches lenkten. Trat er aus dem Palais in der Schauflergasse, fiel sein Blick auf die kaiserliche Burg, auf den Kreml der europäischen Zarin.

Es ist anzunehmen, daß Hafner die entscheidenden Kindheitseindrücke nie vergaß. Er konnte sich der Gewalt jener Welt, in der er zum mindesten einen Platz als zuschauender Beobachter hatte, nicht entziehen. Der Tod nahm ihn zu früh hinweg, als daß die neue, die aufkommende Welt ihn ganz umfaßt, als daß sie die

Kraft in sich gehabt hätte, von seinem Kinderland Besitz zu ergreifen.

So sehr Philipp Hafner der langsam müde werdenden barocken Welt angehörte, so sehr seine Seele hier die tiefsten Impulse empfangen hatte und ihm hier eine adäquate Lebenssphäre geboten war, so lebte er doch ganz der Gegenwart, dem Künftigen vielleicht; er sah nicht resigniert zurück, sondern griff mit jugendlichem Feuer, mit dem typischen Lebenshunger dessen, dem ein früher Tod bestimmt ist, nach dem Fragen und Streben seiner Tage, ohne daß sein Werk mit dem Tag verdarb und verging. —

Wichtig für die seelische Entwicklung des Dichters war, daß er, obwohl aus einem Kreis stammend, den man heute als proletarischen benennt, immer doch die Erscheinungen einer aristokratischen Welt sah. Dieses Faktum und die aristokratische Haltung der österreichischen Volksseele in jener Zeit überhaupt, haben ihm die wichtigsten Voraussetzungen zum Lustspieldichter — und jeder Dichter ist wohl auch an sich irgendwie Aristokrat — gegeben. Überblick über die verworrenen Wege und Pfade, auf denen die Geschicke der Menschen wandeln, man weiß nicht woher und wohin. Lächelndes Erkennen menschlicher Schwachheiten, ohne Groll, denn in Wissenschaft innerer Unvollkommenheit und Schwäche. Wunsch, dem uns stets entzogenen, weil außermenschlichen Kräften unterworfenen Lebensinhalt wenigstens einen wohlgebauten, schöngeformten Umriß zu geben, das dämonische Chaos der Existenz in den Rahmen einer vollkommenen Lebenskultur zu zwingen.

Einer Zeit entstammend, deren wesentlichste Eigentümlichkeit es zu sein scheint, daß sie — wie die Gotik — ihr Ergebnis, ihre Kultur nicht nur wenigen Bevorzugten schenkte, jenen, die gewöhnlich dem Säkulum Silhouette und Geschichte geben, sondern, soweit es möglich war, dem ganzen Volke, so sein Niveau erhöhend, unbewußt und nicht durch organisierte Arbeit, die nie die elementare Gewalt instinktiver Kräfte hat; so verbinden sich beim Dichter die aristokratischen Elemente seines privaten Erlebens mit denen, die er erblich und als ein Punkt in der Masse empfing. Nur dadurch löst sich das Rätsel, daß dieser „Proletarier" ein Aristokrat war.

Diesen Zug seines Wesens verstärkt die notwendige Müdigkeit einer Zeit, die alles erreicht hatte, was sie wollte, und die auch ihn beschattete. Es ist alles nur ein Spiel, das vorübergeht, eine kleine Spanne Zeit dauert, und dann kommt das Dunkle, Unbekannte, doch Gefürchtete und doch irgendwie Erhoffte. Vanitas vanitatum et omnia vanitas! Dies gab dem Dichter zweierlei: Fähigkeit zum Tanz und Carpe diem.

Er nahm das ernsthaft und wesentlich, was den Bürgern und Proletariern bedeutungslos ist: Kunst. Und er spielte mit dem, was jenen als gar so bedeutungsvoll vorkommt: Leben. Dies schuf in ihm die große Verantwortlichkeit für sein Werk — vor seiner eigenen Seele und nicht vor den andern — und Hingabe an die Dichtung.

Hingabe auch an alles, was das Werk fördern konnte, Hingabe also an Beobachtung und Erlebnis. Lebensdurst des Todgeweihten verband sich mit den

tiefsten Notwendigkeiten seiner künstlerischen Entwicklung.

Daß er sich trotz dieser Differenziertheit, die weit oberhalb der Niveaulinie einer Massenkultur liegt, nicht von der Fähigkeit entfremdete, allen, also auch den unteren Schichten und dem kulturell tiefststehenden Vertreter dieser verständlich zu sein (was an die geniale Begabung begnadeter Geister des 16. Jahrhunderts erinnert), ist in zwei Umständen begründet.

Im Ruhen in einer religiösen Gemeinschaft, die so stark war, daß in ihr ernstliche Konflikte und Spaltungen unmöglich waren. Hiermit war die Möglichkeit einer Verständigung gegeben, die alle umfaßte. Es tut wenig zur Sache, wenn man einwendet, daß das religiöse Gefühl zu Hafners Zeit nicht mehr allzu stark gewesen, daß man annehmen müsse, daß es abgeschwächt sei gegenüber dem flammenden Fanatismus der Gegenreformation, jener echt barocken Ekstase. Der Boden religiöser Übereinstimmung war tatsächlich vorhanden; in der Oberschichte, wo die Skepsis, die Konsequenz adeliger Weltanschauung, sich gewiß in nicht unbedeutendem Maße mit der importierten Modeware französisch-englischer Freigeisterei vermengt hatte, war er gewahrt geblieben durch Tradition, Konvention und die gewiß nicht plebejische Erkenntnis, daß etwas Besseres nicht nachkäme; unten im Volke wurde er gehalten durch einen starken, relativ gut gebildeten, dem Volke entstammenden, in ihm und für dieses lebenden Klerus. So stark war dort das religiöse Gemeinschaftsgefühl, die Sicherheit des Besitzes und der Reibungslosigkeit, daß Parodien kirchlicher Vor-

gänge — sie waren häufig, denn der bayrisch-österreichische Stamm liebt die Parodie — die heute Blasphemien wären, bedenkenlos belacht wurden.

Wichtig für den Entwicklungsgang Hafners und wichtig für die Erklärung des Umstandes, daß er dem ganzen Volke verständlich war, scheint die Schule zu sein, die er besuchte. Sie gab seinem aristokratischen Lebensgefühl eine feste Basis, gab ihm Bildung, gab ihm Bewußtheit (ohne den Instinkt zu zerstören). So sehr der Lehrgang der Jesuitenschule, ihre Methode und ihre Absichten der modernen Pädagogie als mittelalterlich erscheinen mögen, dennoch muß diese Schule in Wirklichkeit lebendig, produktiv gewesen sein. Die Jesuiten verstanden es ausgezeichnet, die Fülle der Welt, die fast erdrückende Masse des Vergangenen den Schülern vorzulegen, tiefer in der Erkenntnis des Wertvollen, klüger und methodischer in der Dialektik, als man gewöhnlich meint. Dabei wurde nicht vergessen „Mens sana in corpore sano". Das wird man gewiß jetzt anerkennen. Gewiß war nicht alles richtig in diesen Jesuitenschulen, aber der Fehler waren kaum mehr als durch die menschliche Unvollkommenheit bedingt wird. Jenseits alles Unfuges lächerlich kastrierter Klassikerausgaben und gewollter Enge der Weltanschauung steht die unleugbare Tatsache der großartigen pädagogischen Begabung der Fratres, die es möglich machte, die manchmal nicht unbedeutenden Fehler, die ein einzelner, der für die Schule ungeeignet und durch das starre System des Ordens hineingedrängt worden war, beging, auszugleichen; für gewöhnlich stellte die Societas Jesu

die richtigen Leute auf den richtigen Platz, was das Geheimnis ihrer Weltmacht war. Unbestreitbar ist auch die tiefe Gelehrsamkeit, die nur selten zu Ideologie und Weltfremdheit führte. Hier war die Antike wirklich ein Bildungsmittel, hier ward, wie vielleicht noch nie früher, griechische und römische Vergangenheit fruchtbar, trotz aller falschen Vorstellungen, die man notwendigerweise davon hatte, und vermählte sich mit deutschem Wesen; hier waren die Ansatzpunkte zur Verschmelzung antiken und germanischen Geistes, wie es vielleicht auch das 16. Jahrhundert nur ganz selten geboten hatte. Von besonderer Wichtigkeit war, daß man die Schüler nicht zu einer kritiklos aufnehmenden Masse erziehen wollte, sondern sich bemühte, das Erworbene in Bewegung umzusetzen: daß tätige Verarbeitung zum Unterricht gehörte. Obwohl die deutsche Sprache nur eine untergeordnete Stelle im Schulbetriebe einnahm, — zweifellos ein sehr dunkler Punkt — war Dichten in deutscher Zunge nicht nur gestattet, sondern, zumindestens in späterer Zeit, gern gesehen. Die dadurch erzielte formelle Gewandtheit war schätzenswert, sie war Zungen- und Federübung, besonders wertvoll für ein Volk, das seit Jahrhunderten mehr durch Bauten, Bildnerei, Malen und Strategie seiner Seele Ausdruck gegeben hatte als durch das Wort. Es waren verheißungsvolle Ansätze vorhanden — sie sollten nicht reifen. —

So war seine Kindheit, so waren seine frühen Jünglingsjahre: reich an Eindrücken, reich an Erlebnissen: sie schenkten ihm einen großen Schatz von Bildungselementen, aus denen er sein kurzes Leben

lang schöpfen konnte, den er mit vollen Händen verschenkte, der sein Werk schön, reich und bewunderungswürdig machte.

Wir wissen so wenig von des Dichters Leben. Es ist wahrscheinlich und läßt sich aus den vorliegenden Fakta erschließen, daß er ein bißchen die Rechte studierte — nicht zu sehr, wahrscheinlich —, daß er wohl schon während der Studentenzeit sich in einer kleinen Stellung versuchte, ihm aber bald die Ungeistigkeit des österreichischen Universitätslebens jener Zeit, die Paragraphenreiterei, die staubige Amtsstubenluft, der gewaltige beamtete Ernst in allerlei Kleinkram, über den er höchstens lachte, zu viel ward. Aus irgendeinem Anlaß warf er seine öffentliche Stellung, die ihm vermutlich nicht viel Zeit gekostet hatte, hin, seine Vorgesetzten, denen als richtigen Bürgern natürlich eine Künstlernatur — vielleicht nicht mit Unrecht — bedenklich vorkam, ließen den Eleven gerne ziehen, der ja auch nur eines Amtsdieners Sohn war.

Es mag sein, daß weder Staat noch Jurisprudenz viel verloren hatte; gewonnen aber hatte die Bühne, die Dichtung Unschätzbares.

Ob seine Eltern ob dieser Studienerfolge sehr entzückt waren, mag dahingestellt werden; man kann sich das Wahrscheinliche leicht denken.

Ein bißchen Geld verdiente er mit Dedikationsgedichten, die, wie es scheint, beim Adel Anklang fanden und mit klingender Münze bezahlt wurden.

Tolle Streiche werden von Philipp Hafner erzählt. Er scheint etwas vom Blute des Till Eulenspiegel in sich gehabt zu haben, etwas von jenem tiefsinnigen,

echt germanischen Humor, der auf weisheitsvollem Erkennen der Welt beruht, sich aber in tollster Weise äußert. Nur daß der Eulenspiegel-Humor von jener derben Art ist, der ohne Dinge des Essens und Trinkens und jenen, die ihnen nachfolgen, nicht gedacht werden kann, während Hafners Scherze bei aller Erdgewachsenheit nicht einer feinen Grazie, einer charmanten Anmut entbehren. Es ist eben doch ein Unterschied zwischen Wien und einem Dorf im Braunschweigischen.

Der erste Herausgeber von Hafners gesammelten Schriften, Joseph Sonnleithner, der Oheim Grillparzers, erzählt hübsche Histörchen, deren Echtheit er vertreten zu können glaubt.

„Der Mann, welcher bey dem Stadtgerichte die Schreibmaterialien in Verwahrung hatte, war mit dem Papier sehr karg. Hafner sollte das erste Verhör eines Menschen, der bey dem Gericht eingebracht worden war, aufnehmen, schickte um Papier und erhielt keines. Ohne sich lang zu bedenken, nahm er das Verhör vor, schrieb die Aussage mit Kreide auf den Tisch, und da die Verhöre dem Stadtrichter vorgelegt werden sollten, ließ er den Tisch zu ihm tragen. Als er zur Rede gestellt wurde, erwiderte er, daß er es für eine Gewissenssache gehalten habe, die Verhaftung eines Menschen, der doch unschuldig sein konnte, des Papiergeitzes wegen um einen Tag zu verlängern.

Als einst der Kriminalprozeß einer Verbrecherin geschlossen war, in der Rathssitzung die Sentenz gesprochen werden sollte, und man schon voraus wußte, daß für den Tod entschieden werden würde, sagte er zu einem Collegen: Diese Unglückliche soll ihr Todes-

urtheil heute nicht hören. Der Rath versammelte sich, der Vortrag fing an, und Hafner, der eine besondere Fertigkeit besaß, durch Verzerrung der Gesichtszüge Lachen zu erwecken, fing an, gegen einige seiner Collegen dieses Spiel zu treiben. Diese unterdrückten das Lachen, wie er selbst; der Nachbar machte den Nachbar aufmerksam; der Stadtrichter selbst mußte lachen, und war gewissenhaft genug, in dieser Stimmung über einen so wichtigen Gegenstand nicht votiren zu lassen. Er hob die Berathschlagung auf, und Hafners Zweck war erreicht.

Die Zuversicht, daß man seinem Muthwillen gern etwas nachsehe, mochte ihn wohl zuweilen ein bißchen dreister machen, als er vielleicht sonst gewesen seyn würde. Als er einst von einem fröhlichen Gelage nach Mitternacht nach Hause ging, führte ihn der Weg an dem damaligen Profeßhause der Jesuiten vorüber. Dicht nebenan waren Baugerüste aufgestellt. Hafner schellte an der Pforte der Jesuiten, und als der Bruder Pförtner, der wohl zu dieser Stunde nie aus dem Schlaf aufgeschellt worden war, erstaunt heraustrat, sagte Hafner ganz unschuldig: „Wollen Sie mir nicht zur Güte sagen, was hier gebaut wird?“

Zu seiner Zeit wurden die Stadtthore zu bestimmten Stunden zwar nicht geschlossen, aber als geschlossen betrachtet, und jedermann, der aus und ein ging, mußte den sogenannten Sperrkreuzer bezahlen. Die kleinen Häuschen, die wir noch jetzt außer den Stadtgrabenbrücken sehen, waren für die Sperreinnehmer (so nannte man sie) erbaut worden. Von dieser Abgabe wurden unter andern auch die Mitglieder der Reichskanzley

befreyt. Als Hafner eines Abends mit einigen Freunden aus einer Vorstadt in die Stadt zurückkehrte, sagte er zu diesen, sie sollten für ihn das Sperrgeld nicht bezahlen, und ihm die Sorge überlassen, ohne Bezahlung in die Stadt zu kommen. Seine Freunde bezahlten; er selbst ging am Sperreinnehmer vorüber und sagte nur: „Herr von N. N., aus der Reichskanzley." Der Einnehmer ließ ihn ruhig gehen, aber der Aufseher, der auf der Brücke stand, um den Personen, die im Wagen kamen, das Sperrgeld abzunehmen und den Namen gehört hatte, lief ihm nach, hielt ihn an und sagte: Welchen Herrn aus der Reichskanzley haben Sie genannt? — Herrn N. N. — Was, der ist ja schon seit drey Jahren todt. — Ist's möglich? erwiderte Hafner mit einer Schafsmiene; ist er wirklich todt? Nun, Gott tröst ihn! — Der Aufseher war über diese Rede so verblüfft, daß Hafner ruhig seinen Sperrkreuzer erlegen, und seines Weges gehen konnte.

Als er einst spät Abends, unter einem heftigen Regenguße in die Stadt zurückfuhr, sagte er zu einem seiner Begleiter: „Heute wollen wir kein Sperrgeld bezahlen: laß mich nur machen und stimme genau in meinen Ton ein. Den Kutscher hieß er einige Schritte über die Stelle, wo man anzuhalten pflegte, hinaus zu fahren, damit der Aufseher mitten im Platzregen zu stehen kam. Nun waren sie an der Stelle; Hafner öffnete das Fenster des Wagens, um zu bezahlen und sagte zu seinem Freunde laut: „Nein, wertheſter Vetter, das geb ich nicht zu; Sie haben schon so oft für mich bezahlt. Heute werd ich bezahlen." Der andere erwiderte: „Lassen Sie das, ich bezahle, wir werden es ausgleichen."

„Alle Wetter", schrie der Aufseher, „machen Sie das ein andermal aus und lassen Sie mich nicht warten: es regnet ja, als ob der Himmel offen wäre." „Hier haben Sie," sagte Hafners Freund und schien die Hand hinstrecken zu wollen. „Nein," schrie Hafner, „ich geb es nimmermehr zu; Sie würden mich aufbringen." „Tausend Element," schrie der Aufseher, „Sie machen mich rasend." „Nu, nu, Geduld," sagte Hafner, „ich bezahle ja schon; — erlauben Sie nur ein bißchen — wo hab ich denn das Geld hingesteckt? — Ja, hier ist 's! — Wollen Sie so gut seyn, mir auf einen Ducaten herauszugeben? Ich habe kein ander Geld bey mir!" — „Fahrt zum Teufel," schrie der Aufseher und eilte ganz durchnäßt seiner Hütte zu.

Zu Hafners Zeit pflegten rechtliche Bürger öfters mit ihren Familien des Abends die Gasthäuser zu besuchen. In jenes zum goldenen Löwen in der Krugerstraße kam nicht selten ein Mann, der zwey sehr schöne und wohlerzogene Töchter hatte. Unter mehreren seiner Freunde ging Hafner die Wette ein, daß er eines dieser Mädchen öffentlich küssen wolle, ohne, daß der Vater etwas dagegen einzuwenden fände. Er kam eines Abends in den Gasthof, wo jene Familie schon versammelt war, und stellte sich sehr betrunken. Er spielte seine Rolle so gut, daß niemand an der Wahrheit seines Zustandes zweifelte. Er ließ mehr Wein bringen und das Uebel schien mit jedem Augenblick ärger zu werden. Er setzte sich neben den Wirth, der soeben sein Abendmahl verzehrte, stellte sich an, als ob er falle, hielt sich am Tischtuch fest und zog es sammt den Gerichten des Wirtes unter die Tafel. Endlich

erhob er sich, ging auf eines jener Mädchen los und sagte: „Ich muß Sie küßen.“ Das Mädchen schrie und wollte ihn abwehren. „Halte dich ruhig,“ sagte der Vater; „sonst wirft er dich auf den Boden. Er ist ja betrunken.“ Kaum war der Kuß genommen, so sprach Hafner wieder so nüchtern wie sonst, und bekannte, daß er diese Szene nur habe spielen müssen, um eine Wette zu gewinnen.

Bey Hofe war ein glänzendes Fest, zu dem nur der hohe Adel geladen war. Hafner versicherte seine Freunde, daß er dem Feste beywohnen werde und hielt sein Wort. An dem Abend des Festes, als die prächtigen Equipagen von allen Seiten herbeyeilten, fand er sich in einem Staatskleide, mit Degen und Chapeau-Pas auf dem Platze ein, wo die Wagen anhielten. Als gerade zwey Damen aus einem großen viersitzigen Wagen ausstiegen, öffnete er den entgegengesetzten Wagenschlag, stieg nach den Damen aus dem Wagen, die Bedienten reichten ihm den Arm, und er wohnte, von Niemandem gehindert, einem Theil des Festes bey.

Als einst mehrere seiner Freunde von den rohen Sitten und den ungestümen Zänkereyen der Waschfrauen sprachen, und den Wunsch äußerten, ein solches Schauspiel mit anzusehen, erboth er sich, es ihnen zu verschaffen und verlangte nur, daß sie ihm an einem bestimmten Tage folgen und sich genau so benehmen sollten, wie er. Er führte sie, ungefähr neun oder zehn, an einem der Tage, wo diese Weiber auf einem großen Boot im Donaukanal, am sogenannten Schanzel, zu waschen pflegten, hinaus, und lehnte sich, den Weibern

gerade genüber an das Brennholz, das am Ufer aufgeschichtet ist. Was er that, thaten alle übrigen; sie betrachteten die Weiber, ohne ein Wort zu reden. Hafner hatte richtig gerechnet. Kaum standen sie einige Minuten so da, als sie den Weibern auffielen. Die Weiber ließen sich über die müßigen Zuschauer erst still, dann immer lauter vernehmen, bis sie endlich in einen unerschöpflichen Strom von Schimpfworten ausbrachen. Je ruhiger die Zuseher blieben, desto mehr ward ihr Zorn aufgereitzt, und diese Poissardenszene währte so lange, bis die Lungen der Zwanzig oder Dreyßig wüthenden Weiber erschöpft waren." —

Welche Fülle der Gestalten in seinen Komödien! Von den überlieferten, schon schematisch gewordenen Bühnentypen ausgehend, entwickelt er eine Fähigkeit zur Menschengestaltung, die mit jedem Stück reicher und staunenswerter ward. Sein Auge sah das Leben des alten Wien, unbestechlich getreu, doch nie war er Sklave der Realität, so gewissenhaft auch seine Feder das Gesehene wiedergab. Von Holberg ist gesagt worden, wenn Kopenhagen zu seiner Zeit untergegangen wäre und nur Holbergs Stücke hätten sich erhalten, so könnte man aus ihnen, wie aus den Ruinen von Pompeji, das Leben der Stadt rekonstruieren. Diese Worte könnten auch von Hafner gelten. Seine Gestalten hätten ohne weiteres auf die Straße gehen können und jeder hätte sie für richtige, lebende Menschen gehalten, so stark ist der Dichterodem, der ihnen Existenz gab. Es kann kein Zweifel sein, daß Hafner ein Menschengestalter, wie nur ganz wenige, war. Das österreichische Barock hat auf dem Gebiete der Dichtkunst,

zumindestens soweit die deutsche Sprache in Betracht kommt, keinen größeren Repräsentanten gehabt und hat sich in ihm, der allerdings auch der neuen Zeit nicht mehr ganz fremd war, einen gewaltigen Schlußstein seines Palastes gelegt.

Unabsehbar ist seine Wirkung auf die Wiener und die österreichische, groß auf die deutsche Literatur. (Man bedenke, wie stark Hafner überall, besonders in der Perinetschen Fassung, gespielt wurde.) Die Kleinen haben ihn fleißig geplündert und ihr Niveau mit seinen Schätzen erhöht. Die ganze lange Reihe Wiener Lustspieldichter zehrt und lebt von ihm. Aber auch die Großen, Grillparzer, Raimund und Nestroy sind ihm dankbar verpflichtet. Ohne Hafner hätte das Wiener vormärzliche Theater nie seine große Blüte erlebt, hätte es nicht so reich und vielgestaltig werden können.

Es ist gut, daß Du Dein Begräbnis nicht sahst, Philipp Hafner; denn nur Deine Mutter und ein paar Freunde gaben Dir das letzte Geleite. Auch Deine Kameraden waren leichtsinnig und liederlich wie Du, aber ohne den großen Daimon, der Dich beseelte, die sich bald darauf die Melancholie der Erkenntnis, daß auch sie einmal nicht mehr sein werden, mit viel Wein hinwegtranken. Sie haben Dich begraben, wir wissen nicht wo. Über die Stelle, wo Du ruhst oder ruhtest, geht heute vielleicht eine hoffnungslose Großstadtstraße. Kein Stein, kein Wort bezeichnet Dein Grab. Kein Bild bewahrte Deine Züge. In der Stadt, die Dir das Leben schenkte, bist Du verschwunden, verschollen, heimgekehrt zur mütterlichen Erde. Ganz den Tiefen der Sage entwachsen, ganz Kind des barocken Mythos

bist Du bald nach Deinem Tod zur Sage geworden. Je mehr die Zeit verging, desto mehr empfand man Dich als Wahrzeichen einer Zeit, die so reich und groß war, daß alles, was nachkam, nur Erbschaft und Vermächtnis sein konnte, sah man in Dir das Symbol ganz typischen österreichischen Wesens, sah man in Dir die Personifizierung des Wienertums (im besten Sinne des Wortes). Nun ist Dein Name fast ganz verhallt. Du hast nichts mehr zu tun mit einer Stadt, die zufällig noch Wien heißt und sonst kaum mehr an Deinen Geburtsort erinnert. Aber das Andenken an Dich wird nicht untergehen, Du junger, großer Dichter. Noch immer bist du nicht voll anerkannt, noch immer werden Scheingrößen genannt und Du wirst verschwiegen. Aber die Zeit wird kommen, da man vielleicht staunend und bewundernd Deinen Namen neben dem heiligen eines Holberg, eines Shakespeare sogar nennen wird. Philipp Hafner, Du warst ein Frühling, prangend und blühend im Überfluß wie nur der nordische. Kein Sommer und früchtereifer Herbst war Dir gegönnt. Balderhaft lebt Dein Bild weiter.

Ankündigungen des Verlages

In der Sammlung Theater und Kultur sind bisher erschienen:

Band 1, Hermann Bahr: Burgtheater.
„ 2, Ferdinand Raimunds Lebensdokumente, gesammelt von Richard Smekal, eingeleitet von Hugo v. Hofmannsthal.
„ 3, Max Pirker: Rund um die Zauberflöte.
„ 4, Erwin Rieger: Offenbach und seine Wiener Schule.
„ 5, Erwin Rieger: Phantasie über Don Juan.
„ 6, Egon Wellesz: Der Beginn des musikalischen Barock und die Anfänge der Oper in Wien.
„ 7, Karl Kobald: Wiens theatralische Sendung.
„ 8, Felix Trojan: Das Theater an der Wien.
„ 9, Ernst Alker: Philipp Hafner.

In Vorbereitung:

Band 10, Robert Haas: Die französische komische Oper im Wiener Burgtheater unter Durazzo und Gluck.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Die Wiedergabe

Wiener Gegenwart und ihr Besitz.
Herausgegeben von Dr. Paul Stefan.

1. Reihe.

Band 1, Joseph Gregor: Das Wiener Barocktheater.
„ 2, Max Mell: Alfred Roller.
„ 3, Erhard Buschbeck: Die Medelsky.
„ 4, Richard Specht: Wilhelm Furtwängler.
„ 5, Karl Marilaun: Adolf Loos.
„ 6, Paul Stefan: Anna Bahr-Mildenburg.
„ 7, Artur Rundt: Maria Mayer—Karl Etlinger.
„ 8, Ludwig Ullmann: Die Roland.
„ 9, Erwin Rieger: Die gute alte Zeit der Wiener Operette.
„ 10, Wilhelm Wymetal: Marie Jeritza.

2. Reihe.

Band 1/2, Felix Salten: Das Burgtheater. Naturgeschichte eines alten Hauses.
„ 3/4, Paul Stefan: Die Wiener Oper.
„ 5, Arthur Roeßler: Speidel und Hevesi.
„ 6, Herbert Joh. Holz: Richard Mayr.
„ 7, Paul Stefan: Mahler für jedermann.
„ 8, Hans Brečka: Die Handel-Mazzetti.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Felix Salten

Schauen und Spielen

Studien zur Kritik des modernen Theaters; 2 Bände

Salten denkt mit den Sinnen, gelegentlich auch mit dem Herzen; deswegen sind seine Urteile über Bühnenerscheinungen immer schärfer und klarer als die trockenen Abstraktionen jener Kritiker, die mit den gußeisernen Maßstäben einer eingelernten Ästhetik an jedes Theaterstück herantreten, manchmal auch zutreffender, tiefer und fernsichtiger, weil Intuition der Abstraktion so weit vorausläuft, wie das Auge allen anderen Sinnen.

„Neue Freie Presse", Wien.

Edmund Hellmer.

Hugo Wolf

Erlebtes und Erlauschtes

Das Buch enthält eine Fülle von Einzelheiten aus Hugo Wolfs Leben. Es ist eine Gabe von bedeutendem Wert für jeden Musik- und Kunstfreund.

„Literarisch-Musikalische Rundschau."

Das Buch muß jeder lesen, der Wolf liebt, und jedem wird es ein schönes, unvergeßliches Erlebnis sein. Solche Bücher tun uns not.

„Dresdner Neueste Nachrichten."

Anna Bahr-Mildenburg

Erinnerungen

Ein Buch voll Reiz und Anmut, das weit mehr als die photographische Genauigkeit der Chronik gibt: das Wesentliche und Bleibende dieses Lebens, ein getreues Abbild der künstlerischen und menschlichen Eigenart dieser hervorragenden Frau.

Eugen Kilian in „Der Sammler".

Felix Weingartner

Lebenserinnerungen

Mit einem Bildnis des Verfassers von Hans Stalzer — Wien

Aus dem Inhalt:

Früheste Kindheit / Nach dem Tode des Vaters / Erste Schulzeit / Bis zur Matura / Leipzig / Bayreuth / Zweiter Aufenthalt in Leipzig / Zwischen Leipzig und Weimar / Weimar / Anfang der Dirigentenlaufbahn / Weitere Entwicklung der Dirigentenlaufbahn / Die zweite Oper / Das neue Bayreuth / Ein Übergangsjahr / Hamburg / Wiederaufnahme der kompositorischen Tätigkeit / Nochmals Hamburg / Frankfurt und Mannheim / Reisen nach Italien, Berlin /

WIIA

539064

LG
H1393
.Ya

Hafner, Philipp
Alker, Ernst
Philipp Hafner.

University of Toro
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Po
LOWE-MARTIN CO. LI